

Malawi – Mosambik – Südafrika

Ein Reisetagebuch



7. Februar – 7. März 2004

MALAWI.

Samstag, 7. Februar / Abflug von Berlin.

Heathrow: verbaut, düstere Gänge, lange Wege. Um 21.30 Uhr sind H. und ich in Berlin-Tegel Richtung Lilongwe gestartet. *British Airways* fliegt via London mit Zwischenstation in Nairobi. In London nehmen wir noch einen Whisky.

Wir belegen die beiden mittleren Plätze im zentralen Viererblock, die schlechteste aller Möglichkeiten, doch die Sitze sind überraschend bequem. In Nairobi leert sich das Flugzeug, das vorher brechend voll war. Nur wenige fliegen weiter.

Sonntag, 8. Februar / Lilongwe

Lilongwe, 12 Uhr Mittag. Das gleißende Licht, durch keinen Smog gemildert, ist kaum zu ertragen für unsere wintermüden Augen. Auf dem Gelände nur noch ein weiteres Flugzeug. Unseres ist fast so groß wie das Flughafengebäude.

In der Stadt Sonntagsstimmung, alles wie abgestorben. Trotz 1 Million Einwohner ist das ein verschlafenes Provinznest, das entfernt an Sihanoukville erinnert. Ansammlungen von Häusern, in weit voneinander entfernten Arealen zusammengefasst. Alleen, viel Grün. Banken, öffentliche Gebäude etc., Wohnhäuser sehen wir kaum. Kein Gefühl von Hauptstadt.

Unsere einfache Absteige liegt etwas abseits im alten Viertel, das vom „Regierungsviertel“, welches aber laut Reiseführer auch nur aus einem Markt mit ein



Start im Imperium.

paar Geschäften besteht, durch 3 km naturbelassene Wildnis abgetrennt ist. Wir kommen aber nicht mehr dazu, uns dort umzusehen. Es lohnt nicht, zu bleiben.

Abends in ein Restaurant, das vorwiegend von *Expats* genutzt wird. Relaxe Stimmung auf der Terrasse in lauer Abendluft. Leckere *Spare Ribs*. In *Harrys Bar*, wo wir einen Absacker nehmen wollen, verlassen gerade zwei ältliche Nutten den Raum, als wir kommen. Sie halten noch mal inne: Lohnt es sich doch zu bleiben? Der Barkeeper in einem albernen roten Overall. Um 22.30 Uhr liegen wir im Bett.

Man muss sich daran gewöhnen, dass man nur noch Schwarzen begegnet.

Montag, 9. Februar / Lilongwe-Cape Maclear.

Abfahrt um 7 Uhr morgens Richtung *Lake Malawi National Park*. Während wir 40 Minuten lang auf unser Taxi warten, macht sich auf dem Hof vor dem Hotel die Fußballtruppe heiß, die gestern Abend im Hotel gelärmt hat. Zwei Stunden Warten im Minibus, bis er voll ist. Je-

der Zentimeter wird ausgenutzt. Leute mit Sack & Pack, die Frauen oft mit einem Baby auf den Rücken. Viele stillen. Niemand schenkt den Babys, die überall präsent sind, besondere Aufmerksamkeit. Von den Müttern kein Getüdel, obwohl sie gut mit ihnen umgehen. Sie sind einfach da, fahren ganz selbstverständlich mit.

Die Frauen tragen lange Röcke und hochgeschlossene bunte Blusen mit intensiven, starken Farben, die wunderbar zur dunklen Hautfarbe passen. Die jungen oft mit sehr kurz geschorenen Haaren. Schöne Köpfe, klare Gesichter. Andere haben ihr Haar phantasievoll hochgesteckt und mit bunten Bändern oder Spangen geschmückt. Viele wirken scheu, mit gesenktem Kopf und leidendem Blick, fast demütig.

Die Männer in hellen Hosen, mit langärmeligen Hemden, gediegen konservativ, sie sind die Herrscher. Freundschaftliches Ritual zwischen ihnen: Man verschränkt die Finger beim Gehen ineinander. Auch beim Begrüßen akrobatische Verdrehung der Hände. Wollten wir das nachmachen, würden wir uns die Finger brechen.

Nach einer Weile werden wir auf einen *Pickup* umgeladen. Auch der brechend voll. Wir sitzen waghalsig mit den Koffern ganz hinten, ohne vernünftigen Halt, durch keine Klappe gesichert.

In Monkey Bay am Lake Malawi verpassen wir den letzten regulären *Pickup* Richtung Cape Maclear, weil wir uns nicht schnell genug entscheiden können, dorthin weiter zu fahren. Ausgebrannt von der Hitze, landen wir im staubigen Hof eines abgewrackten, schäbigen Restaurants. Bloß weg von hier. Aber jetzt müssen wir einen *Pickup* nur für uns buchen, was uns 30 statt nur einen Dollar kostet. Immerhin verspricht uns der Fahrer, alle Unterkünfte in Cape Maclear abzufahren, damit wir in Ruhe die beste aussuchen können. Die Fahrt geht 20 km über eine Sandpiste voller Schlaglöcher. Schöne, bergige Landschaft.



Dorfszene in Cape Maclear.

Cape Maclear, am Rand des *Lake Malawi National Park* gelegen, ist ein Eingeborenendorf, das sich lang am See hinstreckt. Für Touristen, die es jetzt in der Nebensaison aber kaum gibt, hält es ein paar Appartementanlagen bereit. Nach langem Suchen, das unsere Begleiter geduldig (und mit guten Ratschlägen) mitmachen, finden wir eine angenehm gepflegte Wohnanlage für uns, direkt am See und mit Bar und Restaurant am Wasser. In unserem Bungalow zwei Betten und ein kleines Fenster, sonst nichts. Zu Klo und Dusche führt ein weiter Weg über den Hof, den Apartments und Restaurant im Halbkreis umschließen. H. beginnt gleich einen Flirt mit der Frau von der Rezeption.

Der See traumhaft schön. Klares, durchsichtiges Wasser von einer intensiven blauen Farbe. Sandstrand, weiter Blick auf die vorgelagerten Inseln. Die See, das Meer ... Wir sind angekommen.

Ein erster Gang durch das Dorf: Die Menschen lümmeln freundlich-träge vor ihren Hütten. Kinder, die uns euphorisch nachlaufen, „Hello“ rufend, ein paar wenige: „Give me money!“

Für Mittwoch mit dem Fahrer des *Pickup* für 60 Dollar einen Boottrip arrangiert.



Cape Maclear. Blick über den See.

Dienstag, 10. Februar / Cape Maclear.

7.30 Uhr aufgestanden. Schlechter Schlaf in dem stickigen Käfig.

Entspanntes Frühstück mit Blick auf den See. Kein Kaffee, kein Speck, kein Käse. Für den Abend bietet uns der Koch einen besonderen Fisch an, der heute günstig zu fangen sei. Wir müssen im Voraus bezahlen (10 Dollar für uns beide). Mittags präsentiert er uns stolz das frisch geangelte mächtige Vieh.

Angeblich schwimmt hier täglich ein Flusspferd vorbei. Wir baden auch! Wunderbares, angenehm temperiertes Wasser. Langer Spaziergang durch das Dorf. Auf der breiten, sandigen Dorfstraße in regelmäßigen Abständen uralte, mächtige *Baobabs*, breit wie mindestens vier Männer. H. beobachtet die prächtigen bunten Vögel. Brütende Hitze, aber nicht schwül (von Regenzeit ist nichts zu spüren). Die Menschen passen ihre Gangart dem Wetter an, langsam und träge schlappen sie dahin. Um diese Tageszeit sind aber nicht viele zu sehen. H. kauft einen Sonnenhut, der ihm zu klein ist.

Ein Albino, schlimm anzusehen, debil.

Abends im Restaurant ein ekstatischer Aufschrei von H.: Das Hippo!!! Aber es ist nur ein Eingeborenenboot ...

Der Fisch, den wir uns teilen, ist wunderbar zart gegrillt. Der Koch ist sichtlich stolz auf sein Werk. Aber noch größer ist sein Stolz, dass er Pizzen backen kann...

Mittwoch, 11. Februar / Cape Maclear.

Nach dem Frühstück geschwommen. Um 10 Uhr starten wir bei wunderbar sonnigem Wetter mit dem Motorboot. Unser Führer entpuppt sich als Glücksfall. Der finstere erste Eindruck



Stolzer Koch...

von Monkey Bay hat sich schnell verflüchtigt. Ein intelligenter, cleverer Bursche Anfang 30, der auf der Basis einer natürlichen Überlegenheit viel Autorität bei den Einheimischen besitzt und uns ohne Anbiederei, mit Souveränität und Selbstbewusstsein kompetent betreut. Er hat eine regierungsamtliche Lizenz als *guide*.

Wir fahren zuerst zu den vorgelagerten Inseln, die ein malerisch zerklüftetes Bild bieten. H., der zwischen den Felsen schnorcht – ich traue mich nicht, ärgere mich später darüber –, findet hier die Malawi-Buntbarsche aus der Zoo-

handlung seiner Kindheit wieder. Farbenprächtige Fische, auf deren Fang und Verkauf der Staat ein Monopol hat. Von den Einheimischen darf niemand daran teilhaben.



Stolzer Bootsführer.

Ein lang gestrecktes Fischerdorf klemmt in einen schmalen Landstrich zwischen See und Bergen. Die Häuser anders als im weitläufigen Cape Maclear dicht gedrängt. Wir fahren in der ganzen Länge daran vorbei, sehen die Wäscherinnen am Ufer im Licht der Sonne. Fischer flicken ihre Netze, Kinder winken uns aufgeregt zu. Im ganzen Dorf Gestelle mit klei-

nen Fischen (*Kapenta* u.a.), die zum Trocknen ausgelegt sind. Das Dorf ist reich wegen des Fischfangs.



Dann gehen wir denselben Weg zu Fuß zurück, verfolgt von Scharen völlig überdrehter Kinder. Keine Chance, Porträts zu machen. Ein Mädchen, das ihr Englisch anbringen will, flüchtet, als wir näher auf sie eingehen, verschämt hinter eine Mauer, ohne noch ein Wort herauszubringen. Unser *Guide* führt uns eine Maisschnapsdestillerie vor, vor deren Produkt („Beer“) man uns schon in unserem Quartier ge-

wahrt hat. Es wird im Dorf und in Cape Maclear vertrieben. Wir kosten wagemutig und kaufen eine kleine Flasche für 80 Cent.



Begegnungen in Cape Maclear.

Wieder auf dem Wasser, füttert der Bootsmann mit kleinen Fischen ein paar Seeschreiadler, die von den hohen Uferbäumen blitzschnell aufs Wasser niederstoßen. Als wir abfahren, ohrenbetäubendes Kreischen. Ihr Dankeschön, sagt der *Guide*.

Am Strand üben zwei junge, milchgesichtige Japaner mit einer Schlagwaffe, die aus zwei mit einem kurzen Seil verbundenen Knüppeln besteht. Der *Guide* erzählt, er habe mit 14,15 Jahren auch eine solche Waffe besessen. Sie füge böse Verletzungen zu und könne auch töten.

Damals habe niemand mehr mit ihm geredet, weil alle ihn gefürchtet hätten. Da sei er der Bitte seiner Mutter gefolgt und habe das Ding weggelegt. Er spricht die Japaner an, die ihn höhnisch abblitzen lassen.

Der Guide erzählt: Viele Mädchen werden sehr früh mit 13, 14 Jahren schwanger. Verhütung sei kaum bekannt und werde wenig akzeptiert, obwohl der Staat immer wieder Aufklärungskampagnen starte.



Für die Wäsche Wasser, für die Fische Sonne ...

Wenn die Väter sich weigerten, die Mädchen zu heiraten, drohten die Eltern ihnen mit einer Klage, die hohe Strafgebühren nach sich ziehen könne. Die Folge: Viele Eheschließungen in einem sehr frühen Alter, aber nach ein paar Jahren verlassen die Männer die Frauen wieder.

Er fragt mich, was Glück sei. Auf ein wohlhabendes Haus mit Garten deutend, erzählt er, dort wohne jemand mit seiner

Frau, der gerade soviel Geld verdiene, dass er das Leben seiner Familie gut bestreiten könne, ohne wirklich reich zu sein. Dies verstehe er unter Glück. Normalerweise hätte jemand in seinem Alter schon drei, vier Kinder, aber er möchte einer Frau erst etwas bieten können, Wohnung und ein ausreichendes Auskommen, bevor er heirate.

Gegen 16 Uhr sonnenverbrannt zurück. An der Bar das lasche *Carlsberg Beer*, Soft Drinks und harte Schnäpse. Fruchtsäfte: Fehlanzeige. Wir löschen unseren Durst mit Tee, der hier weit besser schmeckt als Kaffee.



Das Fenster zur Kamera ...

Abends Stromausfall. Gewitter, prasselnder Regen. Wir müssen lange aufs Essen warten. Als H. aus unserem Appartement etwas holen will, der Schock: Das rückwärtige Fenster ist von außen durchstoßen. An der Rückwand lehnt eine lange Stange mit einem Haken an der Spitze. Hinter dem Appartement sind Spuren im Gebüsch. Möglicherweise hat H. die Diebe überrascht, als sie versuchten, ihre Beute aus dem Zimmer zu angeln. In meinem Koffer liegen nasse Erdbrocken. Es fehlt aber nichts.

Doch H.s Fototasche, die auf dem Bett lag – der Koffer war verschlossen –, ist verschwunden. Die gute Nikon und noch ein paar Kleinigkeiten sind weg. Wir alarmieren das Personal, das sichtlich betreten den Manager holt. Der nimmt ein paar Daten auf, reine Formsache, mehr kann er auch nicht tun. Angeblich ist hier seit vielen Jahren nichts passiert, immerhin hat die Anlage eigene Wächter. Die Diebe haben Stromausfall, Gewitter und Regen ausgenutzt. Für H. bedeutet das, den Rest der Reise mit seiner einfachen Olympus zu absolvieren. Wir trinken noch viele Whisky an diesem Abend.

Trotz allem: Nach den paar Tagen gibt es keinen Grund, alles schwarz zu sehen.

Donnerstag, 12. Februar / Cape Maclear-Zomba.

Niemand weiß so recht, wann der aus Lilongwe kommende Linienbus nach Zomba in Monkey Bay eintrifft. Die regulären *Chapas* – so heißen hier die Minibusse – von Cape Maclear nach Monkey Bay, sagt man uns, seien sehr unzuverlässig. So bleibt uns nichts anderes übrig, als uns wieder vom *Pickup* unseres Führers hinbringen zu lassen, natürlich für entsprechend mehr Geld. Wir starten frühmorgens, doch in Monkey Bay sagt man uns, dass der Bus schon seit ein paar Stunden weg sei ...

Wir finden schnell einen *Pickup* als Ersatz, und schon hieven die Helfer unsere Koffer auf die Ladefläche. Zusammengekauert auf den Koffern sitzen wir zwischen den dicht gedrängten Menschen. Mittendrin hat sich ein Schwarzer mit einem groben Politikergesicht erhoben, um eine lautstarke Rede zu halten. Niemand hört ihm zu.

In Migochi, wo wir umsteigen müssen, warten die *Chapas* schon auf Kunden. Halbwüchsige, zerlumpte Schlepper rufen die Ziele aus, versuchen hektisch, potentielle Passagiere zu ihrem Auto zu lotsen. Aufgedreht und lärmend tänzeln diese wenig Vertrauen erweckenden Figuren über die Straße, scherzen mal miteinander, fallen aggressiv über sich her, wenn es gilt, um Kunden zu kämpfen, und jedes Mal, wenn sie an unserem Gefährt vorbeikommen, schlagen sie mit der flachen Hand ein paar Mal kräftig aufs Blech. Wir sind froh, als unser *Chapa* nach der üblichen Wartezeit endlich losfährt.

Es bleibt ein Glück, dass wir uns entschieden haben, nach Cape Maclear weiterzufahren, das Alles in Allem ein traumhaftes Stück Erde ist. Monkey Bay ist nichts weiter als eine ranzige Umsteigestation. Pech für die, die hier in einer der Strandanlagen landen.

Zomba, die frühere Hauptstadt Malawis, hat gut 100 000 Einwohner und ist angeblich eine der schönsten Städte des Landes. Auf der schäbigen Hauptgeschäftsstraße im Zentrum werden wir ausgeladen. Ein Taxifahrer, der sich Geschäfte verspricht, bringt uns zu Fuß über lehmige Wege zu unserem Hotel.

Auf den ersten Blick besteht das Zentrum aus einer unübersichtlichen Menge von Baracken und Bretterbuden, wo alles verkauft wird, was man sich nur vorstellen kann. Erst bei näherem Hinsehen erschließt



Geschäftsstraße in Zomba, im Hintergrund die Moschee.

sich das weiträumige Netzwerk der von grauen, gesichtslosen Geschäftshäusern gesäumten Straßen, in das die Buden eingestreut sind. Vor dem Hintergrund der Berge, die die Stadt umgeben, wird das Stadtbild beherrscht von der von Saudi-Arabien finanzierten grünen Moschee, die sich fern und fremd, jegliche Proportion der Umgebung missachtend, über die Dächer erhebt, das einzige stabile Element in diesem chaotischen Gewühl der Buden. Dabei hängen die Malawier als Erbteil der

englischen Zeit zum überwiegenden Teil dem presbyterianischen Glauben an. Doch die sichtbare Macht liegt beim Islam.

Zumindest im Zentrum scheinen Handel und Geschäft alles zu beherrschen, doch nirgendwo ein Café, geschweige denn ein Restaurant, wo man sich aufhalten oder gar draußen sitzen könnte. Weil wir in der Stadt kein vernünftiges Restaurant finden, gehen wir abends in einen alten englischen Offiziersklub, zu dem der Weg ein Stück abseits in einen Wald führt. Gegenüber auf einer Lichtung erstreckt sich der Golfplatz. Der Klub ziemlich heruntergekomm-

men, die Räume kahl und überdimensioniert. Trotzdem ist die koloniale Atmosphäre von einst noch zu spüren. An der Bar nichts los, nur ein betrunkenen Offizier versucht mit uns ins Gespräch zu kommen. Sein Angebot, uns nach Hause zu fahren, wimmeln wir ab. Als wir dann gehen wollen, begleitet uns der Portier ohne weitere Nachfrage auf dem fünfzehnminütigen Weg ins Hotel. Das entspricht unserer Einschätzung, dass wir uns hier nicht rundum sicher fühlen können.



Mobilmachung gegen Aids.

Freitag, 13. Februar / Zomba.

Um 5.15 Uhr wecken uns die Rufe des Imam. Trotzdem haben wir wunderbar geschlafen, das ebenerdige Zimmer in unserem Hotel, das sich terrassenförmig an einen Hang schmiegt, ist groß und sauber.

Wir verbringen den Tag mit Besorgungen (Bank, Adapter für meinen Rasierer etc.) und dem Versuch, E-Mails zu verschicken. Auf der Suche nach einem Internetcafé führt uns der Weg über die düstere, von hohen Bäumen beschattete und ein paar halb zerfallenen Kolonialbauten gesäumte Durchgangsstraße, die das Zentrum zum

Wald hin abgrenzt. Vorbei an Banken und Geschäften gelangen wir über den Fluss in ein ruhiges, freundlicher wirkendes Wohnviertel, in dem auch die Universität liegt. Wir finden zwar kein Internetcafé, dafür aber in einem flachen Gebäuderiegel, einen finsternen Gang durchquerend, ein kleines Büro, in dem ein Computer steht, den wir nutzen können. Im hinteren Teil des Gebäudes befindet sich die Universitätsbibliothek. Vorn an der Längsseite, wo wir aufeinander warten, sitzen Studentinnen auf Plastikhockern in angeregte Gespräche vertieft.

Schweißüberströmt hacke ich in dem muffigen Raum mein Tagebuch in die Tasten – bis nach fast 90 Minuten ein Stromausfall alles zunichte macht. Die hübsche Angestellte sieht mir, als ich wütend und ohne zu bezahlen aus dem Raum stürme, mit weit aufgerissenen Augen erschrocken hinterher.

Im Zentrum gibt es noch ein zweites Büro, das einen Internetanschluss anbietet, aber auch dort gelingt es mir nicht, meine E-Mails abzuschicken. Was ist das Problem mit *T-Online*? H. hat mit *Web.de* keine Schwierigkeiten. Übrigens sind die Anschlüsse an beiden Orten kaum nachgefragt.



Kolonialclub.

Kleiner Spaziergang ins Grüne, wo ein paar Affen durch die Bäume toben. Viel zu sehen gibt es nicht in dieser Stadt, zu der ich keine rechte Beziehung bekomme. Vielleicht hätten wir besser noch einen Tag in Cape Maclear verbracht.

Auch hier sprechen fast alle, denen wir begegnen, ein hervorragendes Englisch, das besser ist als meins.

Der Taxifahrer, den wir wiedertreffen, ist sauer, dass wir keine Tour in die Berge mit ihm verabreden wollen. Die meisten Touristen, die in Zomba landen, kommen wegen der Naturschönheiten in der Umgebung.

Abends merken wir, dass das Wochenende beginnt. Die Leute haben sich schick gemacht und gehen aus. Überall wird gefeiert und getrunken, was unser Behagen nicht gerade erhöht. Im Club viel Betrieb, diesmal knöpft man uns Eintrittsgeld ab. An der Bar viele gut gekleidete Schwarze – Anzug, weißes Hemd, Krawatte –, offensichtlich gehobene Mittelschicht, die in lebhaften Gesprächen vertieft sind und kräftig trinken. Ein Professor der Politischen Wissenschaften – charismatische Erscheinung: pechschwarz, Bart, Brille, perfekte Konversation – kommt kurz an unseren Tisch, wo wir das obligatorische Hühnchen vertilgen, fragt, was wir denn gesehen hätten, welche Kontakte geknüpft etc., verliert aber schnell wieder sein Interesse.



Straßenmarkt in Zomba.

Langsam merken wir, was wir mit unserem köstlichen Fisch in Cape Maclear für ein Glück hatten. Die malawische Küche ist eine Katastrophe – wenn man sie denn überhaupt findet, denn Restaurants sind Mangelware, jedenfalls solche, die für uns in Frage kommen. Die meisten Gerichte auf den Speisekarten sind in der Regel nicht zu haben, weshalb wir uns seit zwei Tagen nur noch von Huhn ernähren, was heißt: Fleisch mit ein bisschen fader Soße und Pommes Frites oder *Nsima*. Wenig Würzung, kaum Salz. Das einzig Charakteristische, was wir entdeckt haben, ist dieses *Nsima*, ein klebriger Maisbrei, der in Konsistenz und Geschmack Polenta ähnelt. Wenn man *Nsima* bestellt, wird kein Besteck serviert. Man benutzt den zähen Brei quasi wie Löffel und Gabel, um damit das Essen aufzunehmen, das auch nichts Besseres verdient hat. An großen, bunten Plastikschüsseln mit Wasser säubert man sich die Hände.

Samstag, 14. Februar / Zomba-Blantyre.

Gegen 9 Uhr starten wir mit einem Kleinbus Richtung Tete. Die Landschaft grün und hügelig, das Land kaum bewirtschaftet. In das Buschland eingestreut spitze, graue Termitenhügel, zum Teil meterhoch. Ab und zu sieht man ein paar Maisfelder. Fußgänger, oft mit Sonnenschirmen, säumen die Straße. Die Frauen in ihrer farbenprächtigen Kleidung, ihre Babys auf den Rücken gebunden, balancieren Lasten auf dem Kopf. Ziegen überqueren die Straße. Gelegentlich kleine steinerne Ansiedlungen, die Häuser und Geschäfte häufig zerfallen.

Vor Blantyre ändert sich die Landschaft. Endlose grüne Teeplantagen, die mit ihrem gleichförmigen Wuchs gegenüber dem Buschland und den wuchernden Maisfeldern, die vorher

das Bild bestimmt haben, zumindest äußerlich den Eindruck einer friedlichen, idyllischen Ordnung hinterlassen. Im Hintergrund Berge. Die Ortschaften wirken wohlhabend.

In Limbe, einem hektischen Vorort von Blantyre, steigen wir nach einiger Verwirrung, wo wir eigentlich hin müssen, in einen halbvollen Kleinbus um. Der ältere Herr neben mir wünscht mir zum Abschied alles Gute zum Valentinstag ...



An der Grenze.

Die Grenze. Während der Grenzbeamte im Begriff ist, unsere Visa zu stempeln, fragt er uns, die wir nichts Böses ahnen, leichthin, ob wir denn wüssten, wie wir auf der anderen Seite weiterkommen könnten. Jetzt bemerken wir erst, dass hier überhaupt nichts los ist, und werden stutzig. Das soll eine Hauptverkehrsstraße sein, die Durchgangsstraße nach Tete und weiter nach Harare? Gott sei Dank sind die Stempel noch nicht gesetzt. Denn wir sind an der Grenzstation *östlich*

von Blantyre angelangt, wir hätten aber zu der *westlichen* gemusst. Beide Grenzen sind gleich weit entfernt, da Blantyre inmitten eines Landzipfels liegt, der in mosambikanisches Territorium ragt. In Blantyre hatten die Schlepper nur immer „Border, Border“ gerufen.

Hätte der Grenzer uns nicht gewarnt, hätte das bedeutet, den Landweg viel weiter nördlich nach Quelimane nehmen zu müssen. Dorthin gibt es aber keine ausgebauten Straßen – die Frage des Grenzbeamten kam nicht von ungefähr. Eine Route, die uns viel Zeit und Mühen gekostet hätte. Wir fahren, wieder über Limbe, zurück nach Blantyre.

Als wir gegen 17 Uhr dort ankommen, ist es für die „westliche“ Grenze zu spät. Auf der Suche nach unserem Hotel fährt uns ein überdrehter Taxifahrer in einem rasenden Tempo, das zu der gesichtslosen, zersiedelten Stadtlandschaft passt, unter anderem an der malawischen Niederlassung von *Carlsberg* vorbei, die wir allerdings gern schnell hinter uns lassen. Wir siedeln in einer *Backpackerlodge* ein paar hundert Meter vom Busbahnhof entfernt. Schöne Anlage mit Swimmingpool, viel Grün und hohen Bäumen, aber so viele *falangs* bin ich nicht mehr gewöhnt.

Der *Lonely Planet* wie auch Aushänge in der Lodge warnen vor nächtlichen Überfällen auf dem Weg zum Busbahnhof. Wir entscheiden, nicht mehr in die Stadt zu fahren. Exzellentes Essen, amerikanisch-europäisch-mexikanischer Mix, was der Backpacker eben gern isst. Ich versuche noch einmal vergeblich zu mailen. Ein junger südafrikanischer Motorradfreak, die deutsche Freundin ist gerade durch die Nationalparks Afrikas getourt, lässt kein gutes Haar an Mosambik: bekommen nichts auf die Reihe, alles noch auf dem Stand von vor dem Ersten Weltkrieg. Unverhohlener Rassismus, Herrenrasse. Anders ein taffer, älterer Südafrikaner, der seit acht Jahren in Mosambik lebt und mit Bootszubehör handelt. Er schwärmt geradezu von diesem Land. Allerdings rät er uns dringend von Beira ab, das sei vertane Zeit.

Tief in der Nacht bei grellem Scheinwerferlicht in den Innenhof gepinkelt.

MOSAMBIK.

Sonntag, 15. Februar / Blantyre - Tete.

Auf dem riesigen, betriebsamen Busbahnhof warten wir lange im Bus, dass es losgeht. Halbwüchsige – wie immer ausschließlich männlichen Geschlechts – verkaufen Obst, Backwaren und alle möglichen Gebrauchsgegenstände wie Kugelschreiber, Taschenmesser etc. in die Busse. Drei feiste Männer in schicken Anzügen schieben sich in unseren *Chapa* und winken die Jungs herbei. Sie müssen ihnen genauestens vorführen, was sie da vertreiben (damit jeder sehen kann, was sie sich als reiche Männer alles so leisten können ...) Am Ende kaufen sie Kugelschreiber und anderen Nippes.

Als der Bus endlich abfährt, zählen wir 21 Personen, dazu eine Menge sperriges Gepäck. An der Grenze viel Betrieb. Unzählige LKW, überall wuseln halbwüchsige Geldwechsler und Schlepper herum. Von der malawischen zur mosambikanischen Abfertigung ein Kilometer Fußmarsch. zwei Jungs schleppen unsere Koffer. Die Abfertigung geht schnell und reibungslos. Beim Umladen rangeln zwei halbwüchsige Bengel um meinen Koffer.

Abfahrt bei heftigem Regen und Gewitter. Dunkler Himmel. Der *Chapa* brechend voll, stickige Luft, weil die Fenster geschlossen bleiben müssen. Die Kleider dampfen, alles ist grau, düster. Ich sitze ganz hinten, am weitesten vom Ausstieg entfernt. Ein Fest für Klaustrophobie.



Fliegender Händler am Busbahnhof.



Gedränge im *Chapa*.

Unterwegs eine Polizeikontrolle. Man lässt uns die Koffer ausladen. Ich soll aussteigen, weigere mich, soll ich denn über die Leute klettern? „Jump“, sagt der Offizier, der auch Deutsch spricht. Koffer auf, Koffer zu, das war's. Beste DDR-Schule. Vor Polizei und Militär wird in den Reiseführern gewarnt.

Am frühen Nachmittag kommen wir in Tete an. Die Suche nach einer Unterkunft gestaltet sich schwierig, da es keine Taxen gibt, die uns transportieren könnten. Vom Bus zu der vom Reiseführer empfohlenen Unterkunft, die wir aber nicht nehmen, tragen uns zwei Jungs die Koffer. Aber wie

weiter? Ein paar Minuten Ratlosigkeit, dann fragen wir einen Mann, der mit seinem *Pickup* bereitwillig zwei Unterkünfte abfährt. Ein freundliches, levantinisches Schlitzohr, seine Hilfe lässt er sich gut bezahlen. Am Ende finden wir eine Lodge nahe dem Sambesi, die „A Piscina“ heißt. In einen Swimmingpool wären wir in der Tat jetzt gern gesprungen, denn inzwischen ist es wieder brütend heiß. Aber das Becken ist leer.

Großzügige Anlage, aber unsere Zimmer sind klein und muffig. Keine Moskitonetze mehr wie überall in Malawi, dafür *Air Condition*. Auch Handtücher und Seife gab es in Malawi nirgendwo. Endlich kann ich auch meinen Rasierer wieder benutzen. In dem winzigen Kabuff, das sich „Bad“ nennt, weist ein Schild „Electric Shower“ zur Dusche. Der gebündelte Duschstrahl reicht in einem weiten Bogen bis mitten in den Raum. Da ein Abfluss fehlt, steht man beim Pinkeln bis zu den Knöcheln im Wasser. Der Zimmerpreis ist deutlich höher als alles, was wir in Malawi hatten.



Badezimmer in Tete.

Im Restaurant der Lodge sitzen wir schön draußen, zum guten Essen wird teurer portugiesischer Wein angeboten, den wir aber nicht trinken. Endlich gibt es auch frische Säfte. Die einheimischen Biere – *M2* (gesprochen: *Dos M*) und *Manica* – sind ebenfalls leicht, schmecken aber viel besser als das furchtbare *Carlsberg*. Der Kellner, ein hochaufgeschossenes schmales Hemd, tiefschwarz, freundlich, verpennt, hat von 1981-1987 in einem Suhler Glashüttenwerk gearbeitet und spricht Deutsch.

In Afrika gibt es Leberwurstbäume.

Montag, 16. Februar / Tete.

Auch in Mosambik Linksverkehr.

Kleiner Spaziergang durch die Stadt bei sengender Hitze. Angeblich ist Tete die heißeste Stadt Mosambiks, wir schätzen die Temperatur auf mindestens 40° Grad.



Blick über den Sambesi.

Die Stadt, die knapp 160 000 Einwohner zählt, steigt vom Sambesi in reißbrettartig angelegten, breiten, staubigen Straßen leicht an. Abgesehen vom großen Fluss keine Besonderheiten, auch von der angeblichen Grenzstadtatmosphäre spüren wir wenig. Aber im Vergleich zu Malawi ist die Stimmung angenehm entspannt und viel lockerer. Die Leute sind ärmlicher, aber auch legerer gekleidet. Viele Frauen tragen Jeans, die es im konservativen Malawi kaum zu sehen gab.

Überhaupt wirken die Frauen freier und selbstbewusster. Wir fühlen uns erheblich wohler als zum Beispiel in Zomba und auch sicherer. Dazu trägt auch bei, dass wir nicht mehr nur das tiefe Schwarz der Malawier sehen. In Tete sind von hellem Braun bis zum dunkelsten Schwarz alle Tönungen anzutreffen, viele Gesichter haben einen deutlichen portugiesischen Einschlag.

Weiter oben wird die Stadt lebendiger. Zahlreiche Geschäfte. In einem modernen, westlich anmutenden Café finden wir einen guten Kaffee und leckere Süßigkeiten.

Der Sambesi: breit, flaches Hinterland. Wegen des weiter westlich gelegenen *Cahora Bassa*-Staudamms hat der Fluss kaum *Drive*. Gegen den Strom der Schwarzen schlendern wir in



Schülerin in Tete.

uniformen sind ordentlich gewaschen und gebügelt, sie kaschieren die Armut. Offene, fröhliche Gesichter.

Abends in der Lodge köstliche gegrillte Fische aus dem Sambesi. Wir treffen den taffen Südafrikaner wieder. In Monkey Bay sei eine junge Touristin, die mit ihrer Freundin unterwegs war, mit einer Machete erschlagen worden. Aber Monkey Bay ist schon ganz weit weg.

die Abenddämmerung hinein über die große Hängebrücke, auf der mehr Fußgänger als Autos zu sehen sind.

Am grasbestandenen Ufer eine Art Strandpromenade mit ein paar einfachen Kneipen, wo man draußen sitzt. Reste eines portugiesischen Forts. In der alten katholischen Kirche befinden sich Wohnungen. Wir steigen die Treppen zu einer halb zerfallenen Kolonialvilla hoch. In der Sonne lungern ein paar junge Frauen herum, vermutlich Nutten, die uns freundlich zuscherzen. Überall Stände mit den kleinen süßen Bananen.

Aus einem großen Schulhof strömen lebhafte Pulks von Schülerinnen und Schülern auf die Straße, viele mit bunten Sonnenschirmen in der Hand, den Ranzen auf dem Rücken. Die Schul-

Dienstag, 17. Februar / Tete - Chimoio.

Trotz Nachfrage bei seiner Chefin und einem Marsch mit uns in die Stadt schafft es der duselige Kellner nicht, uns einen Transfer zum Busbahnhof zu organisieren. Da der Bus schon um 4.30 Uhr losfährt und wir keine Lust haben, die Koffer früh morgens quer durch die Stadt zu schleppen, geben wir den Bus auf und entscheiden uns, mit einem *Chapa* zu fahren.

Aber wo fahren die *Chapas* ab? Wir gehen zum Busbahnhof, aber dort fährt nur der Bus ab. Schließlich schnappen zwei Halbwüchsige unsere Koffer und tragen sie eine schier endlose



Tankstopp mit Ziege.

Strecke vor uns her, bis wir merken, dass sie uns aus der Stadt heraus zur Durchgangsstraße führen. An der Kreuzung, wo sie den Koffer niederstellen, warten schon ein Dutzend Leute. Ein Albtraum, weil wir befürchten müssen, in einen völlig überfüllten *Chapa* steigen zu müssen. Wir geben uns zwei Stunden Wartezeit, ob sich nicht doch eine andere Lösung auftut, denn sechs Stunden Sardinenbüchse tun wir uns nicht an.

Nach einer Weile fragt uns ein abgerissener Typ, wo wir denn hin wollten. Wie-

der vergehen endlose Minuten. Aber dann sehen wir auf der zu uns hin abschüssigen Straße plötzlich einen mächtigen LKW auf uns zurollen. Ohrenbetäubendes Quietschen der Räder. 10 Meter vor uns kommt der Laster zum Stehen. Jetzt taucht auch der Typ wieder auf und weist bedeutungsvoll auf den Laster. H. klettert zum Fahrer hoch. Preis (18 Dollar) und Fahrer scheinen in Ord-

nung. So fahren wir die 300 km nach Chimoio auf einem LKW, sitzen wunderbar bequem auf der Couch hinter dem Fahrersitz und haben noch dazu einen fantastischen Blick auf die Landschaft.

Von 9 Uhr bis 17.45 Uhr sind wir unterwegs. Unser Fahrer, selbstbewusst, stolz, freundlich, mit deutlich portugiesischem Einschlag, ist ein wahrer König der Landstraße. Mit ihm fährt ein halb-



Begegnungen unterwegs.

wüchsiger Helfer, der für ihn die Drecksarbeit erledigt. Unterwegs werden immer wieder Leute hinzu geladen, offensichtlich ist dies ein gebräuchliches Verkehrsmittel. Zeitweilig sitzen wir zu sechst auf der Couch, aber alles ist gut zu ertragen. Einige sitzen auch hinten auf der offenen Ladefläche.

Auf der schmalen, unbefestigten Piste kaum Verkehr, es sind fast nur LKW zu sehen. Grüne, leicht hügelige Buschlandschaft, ab und zu ärmliche Dörfer mit Rundhütten aus Stroh. Auf großen Steinen am Wegrand liegen Melonen zum Verkauf. Nach Changara, wo wir die Hauptstraße verlassen, die nach Harare in Zimbabwe weiterführt, verschlechtert sich der Straßenzustand dramatisch. Kinder schütten die Schlaglöcher mit Sand zu und halten die Hand auf. Halbwüchsige schwenken Benzinkanister.

Was unser Fahrer besser nicht ignoriert hätte ... Zweimal nämlich geht dem Laster unterwegs der Sprit aus. Langes Warten, bis ein paar Leute aus einem benachbarten Dorf mit



Koloniale Architektur in Chimoio.

Benzinkanistern kommen, um deren Preis heftig gefeilscht wird. Auch ein Ersatzteil muss noch geholt werden. Währenddessen blökt ununterbrochen der Ziegenbock, den der Fahrer unterwegs aufgeladen hat. Er ist das einzige Gut, das der LKW auf seinem langen Weg nach Beira transportiert.

In Chimoio reicht uns der freundliche Fahrer an den Besitzer eines Geschäfts für Autozubehör weiter, einen Portugiesen, der uns, ohne etwas dafür zu verlangen, mit seinem Auto zu unserem Hotel fährt. Zum ersten



Auf dem Markt.

Mal spannen wir unsere Moskitonetze auf – am Ventilator, mit Gruß an die Putzfrauen.

Direkt neben dem Hotel ein gediegenes Restaurant mit weißen Tischdecken und getäfelten Wänden. Ich esse Wachteln und eine köstliche Gemüsesuppe mit Mangold und freue mich auf den Fruchtsalat (endlich frisches Obst!), aber er kommt aus der Dose.

In Mosambik wieder guter Kaffee.

Zu viel unterwegs in den letzten Tagen. Wir brauchen mal wieder ein paar Tage zum Ausspannen à

la Lake Malawi. Wir beschließen, uns den Umweg über Beira zu schenken und gleich nach Vilankulo zu fahren. Bis dahin gilt es durchzuhalten.

Mittwoch, 18. Februar / Chimoio.

Der Markt. Unglaublich eng gedrängte Stände. Gemüse, Obst, Krempel. Das Angebot im Vergleich zu Südostasien eher karg. Viele Tomaten, Mangold. An Obst fast nur Bananen, ein

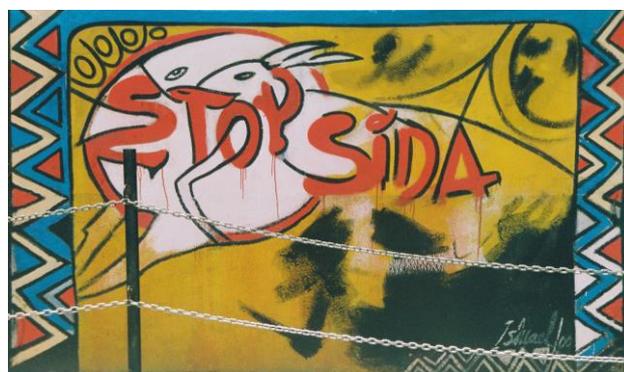
paar Papayas. Ananas wie in Malawi sehen wir nicht mehr. Über den Fischständen hängen dichte Fliegenschwärme, wir machen, dass wir wegkommen.

In einem kleinen Park essen wir, während uns vom nahen Spielplatz neugierige Kinder beobachten, eine seltsame weißlich-grüne, borstige Frucht, die sich als Salatgurke entpuppt. Die zweite lassen wir liegen.



Unglaublich viele Babys, selbst die Straßenfegerinnen tragen welche auf dem Rücken. Den Marktfräuen hängt fürs nächste Stillen schon vorsorglich die Brust aus der Bluse, ein hübscher brauner Kontrast zu den gelben und roten Stoffen. Oft sind die Mütter noch sehr jung.

Zu diesem Anblick gehören als bitterer Gegenpart die unübersehbaren Hinweise auf die AIDS-Problematik, die, sicher auch ein Erbeil der volkspädagogischen Frelimozeit, überall in den mosambikanischen Städten zu finden sind.



AIDS ist überall präsent.

Riesige Wandmalereien und Plakate mit comicartigen Bildfolgen verkünden in eingängigen Geschichten die immergleiche Botschaft, die als knallrotes Kringello-go auch auf unzähligen Hauswänden, Mauern und Laternenpfählen prangt: *Take a Condom!* Aber das macht anscheinend niemand.

Chimoio, mit knapp 240.000 Einwohner deutlich größer als Tete, ist eine geschäftige, moderne, unaufgeregte Stadt, lebendiger als Tete, aber ebenfalls ohne Besonderheiten. Viel Grün überall, die Straßen sind sauber. Wie überall bewegen sich die Menschen mit gemächlich schlurfenden Schritten.

Um 14 Uhr denken wir, die Stadt sei abgehakt. Sitzen lange mit süßer mosambikanischer Limonade in einem Straßencafé. Straßenverkäufer kommen vorbei. Kinder führen blinde Bettler heran, die quälend lange Minuten an unserem Tisch stehen bleiben.

Dann aber entdecken wir außerhalb des Zentrums noch eine schöne Villengegend. Scharen älterer Schülerinnen und Schüler verlassen einen Schulhof. Blau-weiße Uniformen, kurze und lange Röcke, manche Mädchen tragen Hosen. Am Eingang ein gemaltes Marx-Engels-Lenin-Bild.



Busstop.

Leute von unseren reservierten Plätzen. Gegenüber im Dunkeln sitzen Kinder. Wir denken: Straßenkinder, die im Bus übernachtet haben und jetzt doch mal verschwinden müssten. Aber sie stellen sich als normale Passagiere heraus.

Donnerstag, 19. Februar / Chimoio-Vilankulo.

Um 4.15 Uhr starten wir – für zusammen 27 Dollar – mit einem Kleinbus Richtung Vilankulo. Als wir bei leichtem Nieselregen, es ist gespenstisch dunkel, eine halbe Stunde vor der Abfahrt zu dem vollkommen unbeleuchteten Bus kommen, finden wir den schon voll besetzt vor. Beim Licht der Taschenlampe scheuchen wir



Über lange Strecken eine eintönige, flache Buschlandschaft. Auf einer großen Brücke überqueren wir den Save. Sandbänke rechts und links. 20 km vor Vilankulo setzt uns der Bus, der nach Maputo weiterfährt, an einer Kreuzung aus. Wir finden ein *Chapa* nach Vilankulo. Als wir dort ankommen, Streit mit dem Fahrer, der für die kurze Strecke 50 Dollar verlangt. Er spricht kein Wort Englisch, ein paar Halbwüchsige, die uns in der Hoffnung auf das nächste Geschäft umringen, übersetzen uns



seine aberwitzige Forderung, ohne eine Miene zu verziehen. Wir lassen ihn stehen. Auch die Kofferträger, die uns zu unserem Quartier führen, sind mit 4,50 Dollar nicht zufrieden.

Malerisches Orts-Häuser erinnern Bruce Chatwin. Der verschlafen. Zum Indischen Ozean weit zum Horizont. Blaues und grünes. Sandstrand, bestanden.

Wir kommen in einen, mit 25 Dollar Strohhütte unter. In müssen Tür und fähig gemacht wer-



Vilankulo: Impressionen einer Unterkunft.

ist zerrissen. In meinem Raum ist die Lampe kaputt, das Bad ist ein ranziges Loch. Da finden wir auch die erste Kakerlake in diesem Urlaub.

zentrum. Die bunten mich an Fotos von kleine Ort sympathisch ersten Mal sehe ich an. Es ist Ebbe, bis reichen die Sandbänke Wasser im Wech- das Ufer von Palmen

ner reichlich desol- völlig überteuerten den beiden Räumen Fenster erst schließ- den, ein Fliegengitter

Was wir auf dem Stadtplan hätten sehen können: Die Anlage liegt zwar direkt am Meer, gehört aber zum alten Dorf, das sich an zurückliegenden Sandwegen abseits der beiden weit auseinanderliegenden modernen Ortshälften hinzieht. Nichts von dem, was wir brauchen –

Frühstück, abends eine Bar –, ist halbwegs bequem zu Fuß zu erreichen. Taxen gibt es auch nicht, allerdings nehmen einen viele Privatleute anstandslos mit.

Beim Rundgang gabelt uns eine energische ältere Weiße aus Simbabwe auf, die in einem Holz verarbeitenden Betrieb tätig ist. Sie fährt uns mit ihrem Auto ein wenig herum, zeigt uns auch die abgelegenen, für uns kaum erreichbaren (ohnehin viel zu teuren) Luxusresorts, in



Vilankulo. Dorf und ...

gut für Leute mit Auto. Wir beschließen, nur einen Tag zu bleiben, und wollen wegen der schlechten und ungesicherten Lage unseres Quartiers auch umziehen. Abends essen wir schon mal in dem belgisch geführten Hotel, in das wir morgen wechseln wollen. Eine Empfehlung ist das allerdings nicht: Der Fisch, der quer zerteilt auf meinem Teller liegt, ist



... Strand.

schlecht gegrillt und zum Teil noch roh. Die Einheimischen bewegen sich auf der langen Hauptstraße, welche die beiden Ortsteile verbindet, fast alle zu Fuß. Warum kommt niemand auf die Idee, mit Taxen, Tuktuks, Motorrädern o.Ä. ein Geschäft zu machen? Zu unserem Restaurant, das entfernt vom Meer in einem beleb-

welche die – natürlich motorisierten – Touristen, meist Südafrikaner, verschwinden, die mit der Bevölkerung gar nicht erst Kontakt suchen.

Vilankulo ist eine hübsche Kleinstadt von knapp 25 000 Einwohnern. Doch für die Entspannung, die wir suchen, sind die Umstände reichlich ernüchternd.

Der Ort ist nur gut für Leute mit Auto. Wir beschließen, nur einen Tag zu bleiben, und wollen wegen der schlechten und ungesicherten Lage unseres Quartiers auch umziehen. Abends essen wir schon mal in dem belgisch geführten Hotel, in das wir morgen wechseln wollen. Eine Empfehlung ist das allerdings nicht: Der Fisch, der quer zerteilt auf meinem Teller liegt, ist

schlecht gegrillt und zum Teil noch roh. Die Einheimischen bewegen sich auf der langen Hauptstraße, welche die beiden Ortsteile verbindet, fast alle zu Fuß. Warum kommt niemand auf die Idee, mit Taxen, Tuktuks, Motorrädern o.Ä. ein Geschäft zu machen? Zu unserem Restaurant, das entfernt vom Meer in einem beleb-

aus ist es uns zu Fuß zu unsicher –, gehen wir früh ins Bett. In Mosambik ist ohnehin fast überall um 22 Uhr Schicht.

Das breite Bett, in dem ich schlafe, stellt sich als unbenutzbar heraus. Mittendurch verläuft quer ein dicker Balken. Was davor und dahinter liegt, in diesem Fall also ich, hängt gnadenlos durch. Ich ziehe deshalb in das zweistöckige Bett nach nebenan, in dem oben H. schläft. Da allerdings finden die Mücken in mir ein dankbares Opfer, denn das Moskitonetz reicht



Bar in Vilanculo.

zumindest das, was zu finden ist. H. schläft derweil selig weiter. Am Morgen mächtiger Gestank.

nicht für uns beide. Ich schwitze mächtig, schlafe kaum. Zu allem Unglück meldet sich tief in der Nacht auch der Durchfall wieder, der mich, wenn auch meist nur leicht und kaum störend, seit Beginn der Reise quält – eine Folge der *Malarone*-Tabletten, die ich gegen Malaria einnehme. Das Toilettenpapier ist im Koffer, den ich wie immer nachts verschlossen habe. Licht gibt es nicht, nur meine Taschenlampe. Ich habe keine Lust aufzustehen.

Als ich es endlich doch tue, ist es zu spät. Ich tröpfle durch die Hütte. Schweißüberströmt wische ich den Dreck beim Schein der Taschenlampe mit Klopapier auf –

Freitag, 20. Februar / Vilankulo.

Problemloser Umzug, vor unserer Lodge finden wir zwei Träger für unsere Koffer. Ein Angestellter läuft uns hinterher, beklommen denke ich an den Gestank, den wir hinterlassen haben. Aber er bringt mir nur mein vergessenes Kopfkissen ...



Schrottplatz ist überall.

Es ist nicht möglich – bisher nirgendwo in Mosambik –, unsere *Traveller Cheques* einzutauschen. Wir müssen auf unser Bargeld bzw. auf Kreditkarten zurückgreifen.

Lange, meine Uhr ist stehen geblieben, sitzen wir auf der Terrasse eines der gepflegten *Resorts*, die die Simbabwerin uns gestern gezeigt hat. Schöner Blick aufs Meer. Fischer ziehen ihre Netze ein. H. beobachtet Bienenfresser.

Abends im selben Restaurant wie gestern eine riesige Portion leckeren Krebs vertilgt. Um 22.15 Uhr wird der Generator abge-

stellt, das Licht geht aus. Die freundlichen, sehr aufmerksamen Kellner stellen Kerzen auf die Tische. Kleiner Streit, ob wir nicht doch länger in Vilankulo bleiben sollten. H. meint, was wir haben, haben wir.

Samstag, 21. Februar / Vilankulo-Inhambane.

Frühmorgens beim Licht von Kerzen und Taschenlampen aufgestanden. H. passiert dasselbe wie mir gestern. Auf dem Weg zur Toilette kleckert er den von schummrigen Kerzenlicht beleuchteten Flur voll. Das Saubermachen ersparen wir uns, weil wir den Bus erreichen müssen. Um 3.30 Uhr verlassen wir das stinkende Hotel. Durch die morgendliche Dunkelheit, die von Zeit zu Zeit von den grellen Scheinwerferlichtern der Autos durchbrochen wird,

ziehen wir unsere Koffer die Hauptstraße entlang zum Busbahnhof. Vilankulo wird uns im Gedächtnis behalten.

Inhambane liegt an der dem Festland zugewandten Seite einer Landzunge. In Maxixe, gegenüber auf dem Festland, müssen wir in ein Wassertaxi umsteigen. Zwei junge Burschen bringen uns, abwechselnd rudern und stakend – das Wasser ist sehr flach –, mit einer *Dhau*, einem Ruderboot mit Segel, zum anderen Ufer. Um das Boot vor den Wind zu bringen, müssen sie einen großen Bogen schlagen, die Fahrzeit wird viel länger, als wir geschätzt haben.



Mit der *Dhau* nach Inhambane.

In Inhambane tragen sie unsere Koffer zu einem Restaurant nahe am Ufer, das angeblich auch Zimmer hat, was sich aber als Fehleinschätzung herausstellt. Der Besitzer, ein Schweizer, der seit acht Jahren in Mosambik lebt, vermittelt uns per Telefon an ein Hotel weiter, das zu einer Fachhochschule für Hotellerie und Tourismus gehört, einem riesigen roten Komplex in der Nähe des stillgelegten Bahnhofs.

Schöner Rundgang durch die halb-kreisförmig vom Meer umgebene Stadt, die im Licht der Sonne einen entspannten, sehr gepflegten und

zivilen Eindruck macht. Mit ihren rund 65 000 Einwohnern ist sie eine echte Oase in diesem Land. Immer wieder öffnet sich ein weiter Blick übers Wasser, wo die *Dhaus* ihre Netze ausgeworfen haben. In den breiten, von Bäumen gesäumten Straßen alte Kolonialbauten, die oft ein wenig zurückgesetzt inmitten großer Gärten liegen und meist noch in recht gutem Zustand sind. Überall werden Cashewnüsse verkauft, die in der Umgebung angebaut werden. Wir kaufen eine Tüte.

Ein Imam will, dass wir seine Moschee fotografieren. Vor der Kamera inszenieren sich ein paar aufgekratzte Moslemkinder. Die Stadt ist stark von arabischem Einfluss geprägt.

Bis Mitternacht sitzen wir im Restaurant des Schweizer. Offensichtlich froh, mal wieder Weiße vor sich zu haben, erzählt er uns Geschichten aus dem Land und berichtet mit dem



Der Schweizer hinter der Theke seines Restaurants.

illusionslosen Blick des Alteingesessenen von seinen Erfahrungen mit den Einheimischen. Schickst du einen Schwarzen gleichzeitig mit zwei Aufträgen los, bringt er dir das Wechselgeld garantiert getrennt zurück. Versuchst du, das Trinkgeld auf alle aufzuteilen, wird es dir immer jemand aus der Kasse stehlen. Eine große Summe Geld oder jeden Tag warmes Essen? Da entscheidet sich jeder für das Geld und wird es in kürzester Zeit verprassen. Die Familie ist egal.

Überhaupt spiele Familie für die Männer keine große Rolle. Dagegen habe Sex eine riesige Bedeutung in diesem vergnügungssüchtigen

Land, für die Männer wie für die Frauen. Während er dies mit Blick auf seine eifersüchtige Frau und auf die für einen Bürger der Gesellschaft offensichtlich recht starken Disziplinierungsmechanismen einer Kleinstadt mit kokettierender Wehmut erzählt, strömen auf der Straße die jungen Leute zu einer nahe gelegenen Disco, die nur samstagabends geöffnet hat, um dort die Nacht durchzutanzten. Niemand denke hier an den nächsten Tag, sagt der Schweizer. Deswegen die AIDS-Problematik, deswegen die vielen jungen Mütter mit Kindern.

Was zähle, sei der Augenblick. Nachgedacht werde selten. Die wenigsten seien imstande, die zehn Dinge, die man beim Decken eines Tisches beachten müsse, auf die Reihe zu bringen. Trotzdem spricht er nicht verächtlich von den Schwarzen. Er lebt ja mit ihnen und von ihnen, doch im Gegensatz zu vielen Touristen romantisiert er sie nicht.



Kunst gegen AIDS.

Schwierig war die Zeit während der Überschwemmung. Es gab keine Kunden, die Regierung hatte es jedoch untersagt, Leute zu entlassen. Die Preise stiegen in astronomische Höhen – nur Fisch blieb billig, weil der nicht exportiert werden konnte.

Der *Lonely Planet* bezeichnet das Restaurant des Schweizer als eines der besten in Mosambik. Er erzählt uns, wie die Tester vorgehen. Sie treten zunächst anonym auf und treffen ihre Wertung anhand einer umfangreichen Checkliste, auf der zum Beispiel neben der Qualität des Essens auch die Sauberkeit der Toiletten und der Service abgefragt werden. Ich esse an diesem Abend ein vorzüglich gegrilltes Huhn von einer geschmacklichen Intensität, wie ich sie in Deutschland nur selten erlebe.

Fast alle Waren für das Restaurant, berichtet er, würden aus Südafrika importiert, sogar die Eier. Auch die beiden mosambikanischen Biersorten seien in südafrikanischem Besitz.

In Mosambik, so der Schweizer, wisse niemand, wie man Fleisch richtig zerlege. Was man hier kaufen könne, sei zum Braten nicht geeignet. Auch seien Experimente mit neuen Gerichten kaum möglich, weil die Einheimischen das nicht akzeptierten.

Hochtechnisierte Autos seien in Mosambik nicht brauchbar, weil sie auf den schlechten Straßen schnell kaputt gingen und niemand mit der Elektronik umgehen könne. Technisch seien die Einheimischen oft überfordert, dafür seien sie aber geschickt und wüssten sich auf mechanischem Weg gut zu helfen. Er erzählt von einem Bonzen, der stolz sein schickes



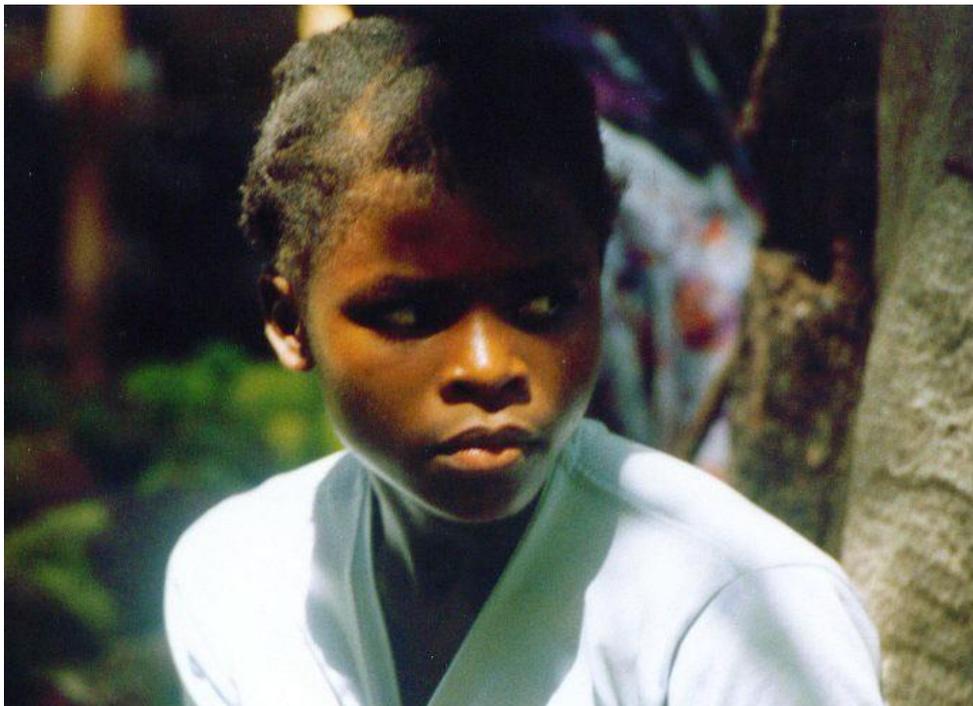
Im Zentrum von Inhambane.

neues Auto durch die Gegend gefahren habe, doch nicht darüber im Bilde war, dass man Öl zuführen müsse. Dann wunderte er sich, dass das Auto am nächsten Tag kaputt war.



Das Land sei hochgradig korrupt, egal wer an der Regierung sei, und seinen Erzählungen nach zu urteilen, kann auch ein Restaurant wie dieses, das im Besitz eines misstrauisch beäugten Ausländers ist, nur halten, wer da kräftig mitmischt. Viele, zum Teil

hochgestellte Gäste – Minister und andere Hochoffizielle – gehen hier aus und ein, mit denen der Schweizer freundschaftlich vertraut umgeht. Das Netzwerk, das man hier braucht, hat er sich aufgebaut.



Mercado Central.

Später stößt seine Frau hinzu, eine aus Goa gebürtige Halbindein, die er in der Schweiz kennengelernt hat. Als Fremde haben sie beide einen schweren Stand bei den Einheimischen. Inder, von denen es an der Küste viele gebe, seien sehr unbeliebt, weil sie ihre Profite in ihr Heimatland zurückführten

und nicht reinvestierten. Ein Foto über der Bar zeigt die beiden mit der Frau des Präsidenten. So etwas mache Eindruck auf die Einheimischen.

Bevor wir gehen, legt uns der Schweizer noch eine Strandanlage ans Herz, 20 km entfernt in Ponta da Barra gelegen, an der Spitze der Landzunge, an der auch Inhambane liegt. Da müssten wir unbedingt hin. Übers Wochenende will er für uns die Preise erkunden.

Sonntag, 22. Februar / Inhambane.

Beschaulicher Spaziergang durch die sonnige, sonntäglich ruhige Stadt. Wie der Schweizer sind die meisten Leute an die Strände gefahren. Auf einer Bank essen wir köstlich süße Pa-



Begegnung auf der Straße.

paya und Mango. Warum gibt es so etwas nicht in den Restaurants?

Erneut ein fehlgeschlagener Versuch zu mailen. Immerhin kapiere ich endlich, wie leicht man hier telefonieren kann, nämlich von jeder öffentlichen Telefonzelle aus. Das sind meist kleine Holzver-schlänge mit Telefon und se-paratem Einheitszähler und einem Mann, der die Gebüh-ren abkassiert. Anrufe ins Ausland funktionieren problemlos per Direktwahl mit einer gestochen klaren Ver-ständigung und zu einem

erstaunlich niedrigen Preis. Wer hätte das in diesem unterentwickelten Land, wo kaum etwas funktioniert, annehmen können? Begriffen habe ich es erst, als mich ein Mann vom ge-schlossenen Telegrafenamts zur gegenüberliegenden Bretterbude verwies ...

In einem im Sonnenlicht erstrahlenden Innenhof ein schöner kleiner Markt mit Kunsthand-werk aus Bast und Holz. Ich kaufe eine Holzschale. Zum dritten Mal treffen wir den Südafri-kaner wieder, der von Unwettern in Maputo erzählt. Lange sitzen wir in den Strafencafés und lassen die Stunden vorbeiziehen.

Die mosambikanischen Städte haben in meinem Kopf Farben angenommen. Tete schlam-mig gelb, Chimoio grün. Inhambane ist die weiße Stadt. Unter den Städten, die ich kenne, rangiert sie weit oben.

Montag, 23. Februar / Inhambane-Ponta da Barra.

Der Schweizer hat einen astronomischen Preis für die Lodge ermit-telt: 140 Dollar für ein Appartement. Ärgerlich, denn nach der Pleite von Vilankulo sehen wir keine andere Möglichkeit, um endlich ans



Die Barra Lodge und ihr Dormitorium.

Meer zu kommen. Nach telefonischer Rückkoppe-lung verabreden wir, uns von einem Fahrer abhol-en zu lassen, um uns wenigstens unverbindlich mal umzuschauen. Und das lohnt sich: Neben den



teuren Appartements gibt es in der Barra Lodge zu unserer Überraschung auch Dormitorien, große Hütten mit vier zum Dach hin offenen Räumen, in denen jeweils zwei doppelstöckige Betten stehen. In einem großen freien Bereich in der Mitte befin-

den sich Tisch und Bank sowie ein großer Kühlschrank. Zwar sind die Toiletten und Duschen in einer Nachbarhütte untergebracht, dafür sind wir in unserem Dormitorium ganz allein. Das Ganze, für zusammen gerade mal 16 Dollar, macht einen angenehm sauberen und gepfleg-ten Eindruck. Nach solchen Preisklassen hat der Schweizer vermutlich gar nicht gefragt, weil er sich nicht vorstellen konnte, dass Weiße daran interessiert sein könnten.

Die in die Dünen gebaute Anlage ist eine echte Entdeckung. Von einem langgestreckten, hohen Palisadenzaun zur Straße abgegrenzt, umfasst das Gelände zwei Restaurants mit Terrasse und Bar, einen großen Swimmingpool und eine *Beach Bar* direkt am Meer. Mit



Ausnahme der Restaurants ist fast alles aus natürlichen Materialien wie Holz, Bambus und Kokospalmen gemacht. Nach hinten hin, über den Sand über Holzplanken zu erreichen, verteilen sich die unterschiedlichen Apartments, meist einzeln stehende Hütten, und da zelten auch ein paar Leute. Vor den Dormitorien hören die Holzplanken auf, für die billigen Unterkünfte braucht man solchen

Luxus nicht. Sie liegen am weitesten vom Restaurant entfernt, aber das macht uns nichts. Das einzige, was uns hier beunruhigt, sind die Kokosnüsse, die bedrohlich über den Bohlen hängen.



Strand in Ponta da Barra.

Die Anlage gehört einem Südafrikaner, die Angestellten sind alle schwarz. Die Gäste, ebenfalls meist aus Südafrika und ausschließlich Weiße, werden vom Charterflughafen in Inhambane direkt zur Anlage gebracht. Jetzt in der Nebensaison sehen wir allerdings nur ein paar brave Familien mit ihren Kindern und abends in der Bar einige dynamische junge Südafrikaner, die hier segeln oder hochseefischen und auch Amerikaner

oder Australier sein könnten. In der Lodge finden sie (und wir) den einzigen Ort weit und breit, wo es was zu trinken gibt.

Schöner Strandspaziergang. Der Sand gibt bei jedem Schritt seltsame Quietschgeräusche von sich. Krebse laufen hektisch hin und her und verschwinden wieder in ihre Löcher. Ein wenig abseits des Meers, in die Dünen eingebettet, eine zauberhafte Lagunenlandschaft, in der wir viele Vögel sehen.

Tischtennis gespielt. Danach habe ich einen kleinen Schwindelanfall. Aber Malaria ist das nicht. Abends im Restaurant gegrillter *Barracuda*.

Dienstag, 24. Februar / Ponta da Barra.

Gut geschlafen, aber trotz des anscheinend intakten Moskitonetzes haben mich Mücken gestochen.



Sie fangen die Fische ...

schischen kreisrunde Löcher, als wären Elefanten hier entlanggelaufen. Schwärme von Seeschwalben, die aufgeregt über den feuchten Sand trippeln. Beim Leuchtturm klettern wir einen kleinen Hügel hoch. Das Meer schimmert durch die Bäume.



Sie holen die Boote ein ...

ein Mangrovenwald. Abends laufen wir über einen Bohlensteg durch das eintönige Sumpfland, bis wir einen kleinen Wasserarm entdecken. Am Bootshaus dümpelt ein Boot.

Unsere Wäsche ist nicht fertig geworden, obwohl sie uns das zugesagt hatten.

Mittwoch, 25. Februar / Ponta da Barra.

Am Morgen wird uns die Wäsche gebracht – zum halben Preis. Ein Beispiel dafür, wie perfekt die Lodge geführt wird. Der Service vom Essen bis zur Pflege der Anlage ist rundum hervorragend, alles ist bestens in Schuss. Der einzige Wermutstropfen: Das Restaurant wird umgebaut, so können wir auf der Terrasse draußen nicht essen.

Frühstücksbuffet. Überall dieselbe Unsitte: Die Kellner nehmen einem mit Übereifer den Teller weg, wenn noch das halbe Spiegelei drauf liegt. Also Alles festhalten!

Breiter, endloser Sandstrand. Wir wandern heute in die andere Richtung. Abgesehen von ein paar Einheimischen ist der Strand menschenleer. Nach einer Weile geht der Sand in einen von Algen überwachsenen steinigen Boden über. Grünlich schimmernd, bildet er einen malerischen Kontrast zu den ins Meer ragenden Felsen. Die Flut hat zahllose kleine Tümpel hinterlassen. Dazwischen

H. entdeckt auf einem Stromdraht in unserer Lodge Gabelracken, die mit ihrem schönen blauen Gefieder den Blauracken ähneln und hymnische Jubelstürme bei ihm auslösen:
*„Die Gabelracke sitzt auf dem Leitungsdraht
Sie plustert ihr Gefieder, wenn Helmut naht.“*

An der Straße, die an der Lodge vorbei führt, zahlreiche Kokospalmen voller Früchte, doch nirgendwo werden Nüsse angeboten. Hinter der Straße beginnt



... und sie verkaufen den Fang.

Natürlich ist es eine Ferienanlage vorwiegend für Nahurlauber, die direkt aus Südafrika eingeflogen werden. Manches – namentlich der Freizeitlook der Südafrikaner – wird in Mallorca kaum anders aussehen. Doch kann das den Eindruck der traumhaft schönen Küsten- und Strandlandschaft kaum trüben. Die Abende, die wir neben den lärmenden Südafrikanern an der Bar verbringen, sind allerdings öde.

Morgendlicher Strandspaziergang. Eine malerische Szenerie wie aus dem Bilderbuch. Zahllose *Dhaus* kreuzen vor der Küste. Die Fischer bringen ihren Fang an Land, wo Frauen die Fische in Körbe sortieren. Dann ziehen die Frauen gemächlich, die Körbe auf dem Kopf balancierend, den Strand entlang zu ihren Kunden in die Dörfer und Lodges. Erstmals in diesem Urlaub erleben wir, dass die Fischerfrauen fast aggressiv abwehren, fotografiert zu werden. Trotzdem ein paar Fotos gemacht.

Am Nachmittag *Beach Bar*. Blick aufs Meer, Lesen, Schwimmen. Wir starten eine Aktion Kokosnuss. Auf Vermittlung der Lodge kommt ein knorriger alter Mann, der in der Nachbarschaft eine Palme besitzt, in die Bar, um unsere Bestellung aufzunehmen. Nach längerer Zeit, offensichtlich müssen die Früchte erst geerntet werden, kommt er mit zwei Nüssen zurück. Die Früchte in der Hand haltend, köpft und zerteilt er sie mit sicheren Schlägen seiner Machete. Nach dieser beängstigenden Aktion vertilge ich auch das Fruchtfleisch restlos.



Schautanz für Touristen.

Am Abend, wie jeden Mittwoch und Samstag, Buffet in der *Beach Bar* am Strand. Wir sitzen vor der überdachten Terrasse, etwas entfernt von den Touristen, im Freien direkt über dem Sand. Das Buffet für 11 Dollar pro Person ist wahrhaft üppig: Garnelen, Krebse, Muscheln, Fisch, dazu einheimisches Gemüse und Salat. Davon kann man sich in freier Auswahl zweimal auf tun und noch ein Dessert nehmen.

Zu diesem köstlichen Vergnügen spielt im schummrig beleuchteten Sand vor der Terrasse eine Musik- und Tanzgruppe auf, die für einen neuen Schulclassroom sammelt. Die Musiker mit Xylophonen und einem schlagzeugähnlichen Gebilde begleiten eine Tanz- und Gesangsgruppe, die aus zehn- bis zwölfjährigen Jugendlichen besteht. Der monotone, rhythmisch sehr einprägsame Gesang erinnert an Steve Reich. Überhaupt bewegt sich die afrikanische Popmusik, die überall aus den Lautsprechern tönt, auf einem erstaunlich hohen Ni-

veau. Vier fantastische Tänzerinnen in knielangen, geschlitzten Röcken – darunter tragen sie halblange Hosen und Bikinioberteile – bewegen sich mit einer für ihr Alter beachtlichen Laszivität mit ekstatisch stoßenden Hüft- und Bauchbewegungen. Guter, alter Kolonialismus ...

Donnerstag, 26. Februar / Ponta da Barra.

Abends machen wir einen Bootsausflug. Ein Landrover bringt uns zu einem Meeresarm, wo uns ein zweistöckiges Kastenboot aufnimmt. Auf dem Dach liegend, fahren wir zwei Stunden lang durch eine zauberhafte Mangroven- und Wasserlandschaft. Unterwegs setzt der Führer uns auf der Suche nach Flamingos auf einer Sandbank aus. Zum ersten Mal in Mosambik finde ich ein paar interessante Muscheln. Der Führer scheucht brutal ein paar Flamingos auf, damit wir sie im Fliegen beobachten können.

Später sehen wir eine ganze Schar von ihnen, ferne rote Farbflecken vor dem dunklen Hintergrund der Uferfront. Als wir näher kommen, erheben sie sich gravitatisch in die Luft.



Ausflug mit Jeep ...



... und Boot.

Das Meer zwischen Barra und dem Festland ist so flach, dass wir weitab vom Ufer plötzlich Menschen darin laufen sehen. Es sind Fischer, die im Wasser ihre Netze einholen. In den Bäumen am Ufer stehen majestätisch *Kingfisher* und Graureiher. Allmählich geht die Sonne unter. Eine zerklüftete Wolkenlandschaft zerlegt ihr Gelb und Rot in unzählige Schattierungen, die den gesamten Horizont überziehen. Die Wolkenzenerien in Afrika sind oft beeindruckend expressiv und wild – ganz anders als in Europa oder Asien.

Nach Ponta da Barra glauben wir, dass Xai-Xai, das wir auch mal als Ziel in Er-

wägung gezogen hatten, uns nichts Neues mehr bringen wird, zumal die Stadt ähnlich wie Vilankulo in erster Linie wegen der vorgelagerten Inseln gerühmt wird. Wir beschließen, noch einen Tag in Inhambane zu verbringen und dann nach Maputo weiter zu fahren.

Freitag, 27. Februar / Ponta da Barra-Inhambane.

Ein Wagen der Lodge bringt uns bequem und wie bei der Hinfahrt kostenlos nach Inhambane zu unserem vertrauten Hotel zurück. Vorher fährt der Fahrer noch ein junges, grünschnäbliges Pärchen aus Südafrika, das bei einem Preisausschreiben eine Woche Urlaub gewonnen hatte – offensichtlich der erste in einem fremden Land –, zum Flughafen. Es verbreitet wahre Horrorgeschichten über die Gefahren in Südafrika, speziell in Johannesburg.

Im Hotel, einer der preiswertesten und besten Unterkünfte auf dieser Reise, probieren wir eine Maracuja, eine köstlich erfrischende, leicht säuerlich schmeckende Frucht.

Bis zum Dunkelwerden sitzen wir auf einer Bank am Meer. Das schmale rote Band der untergehenden Sonne zieht sich, von dunklen Wolken unterbrochen, über die ganze Bucht, die halbkreisförmig vor uns liegt. Weit entfernt ein paar Punkte im Wasser. Männer staksen auf der Suche nach Essbarem durch das flache Wasser.

Abends Abschied vom Schweizer. Mit seinem skurrilen Schweizer Akzent, der selbst im Portugiesischen durchklingt, ist er ein rastloser Projekteschmied, der voller Euphorie tausend Ideen vor sich herträgt – zum Beispiel zwei Hotels in Barra zu bauen –, der jeden kennt und umgarnt und über alles etwas zu sagen weiß. Mit seiner schwer aus der Mode gekommenen Mantafahrerfrisur immerhin schon über fünfzig, ist er witzig und auf manchmal etwas schräge Weise äußerst unterhaltsam. Doch man sieht auch, was er sich hier geschaffen hat. Immerhin ist das Restaurant, das er selbst gebaut hat, eine Topadresse in Inhambane, die einheimische Prominenz geht hier ein und aus, und in der Qualität von Essen, Service und Einrichtung, da irrt der *Lonely Planet* nicht, ragt es tatsächlich weit über den Durchschnitt hinaus.

Am Nachbartisch lassen sich drei elegant gekleidete Einheimische mit Gin voll laufen. Mittelschicht: Lehrer etc., einer ist ganz in Weiß gekleidet. Der Geräuschpegel steigt, immer öfter sehen sie freundlich zu uns her, sprechen uns aber nicht an. Nach einer Weile kommt ein Mann mittleren Alters hinzu, den wir mittags dabei beobachtet hatten, wie er immer wieder um einen Pfahl herum lief. Ein Sohn aus gutem Haus, erzählt der Schweizer, in der Schule mit Bestleistungen, und man sagte ihm eine große Zukunft voraus – bis ihn eine seltene Malariaform erwischte, die eine irreparable Gehirnschädigung zur Folge hatte. Er sei harmlos und vollkommen unaggressiv, die Familie versorge ihn.

Samstag, 28. Februar / Inhambane-Maputo.

Um 11 Uhr brechen wir mit einem großen, bequemen Liniensbus nach Maputo auf. Seit Tete hat der Stress mit den vollgequetschten *Chapas* aufgehört. Aber es regnet in Strömen, bei geschlossenen Fenstern ist es unglaublich stickig im Bus.

Um 18 Uhr, das Wetter ist schon lange wieder schön, kommen wir am Busbahnhof in Maputo an. Wir starten gleich mit einem Anfängerfehler in die Hauptstadt. Ohne uns erst



Aufbruch nach Maputo.

einmal in Ruhe umzusehen, nehmen wir uns die zwei erstbesten Halbwüchsigen, die sich uns als Taxifahrer andienen. Wie sich herausstellt, haben sie nicht die geringste Ahnung, wo das von uns anvisierte Hotel liegen könnte. Sie fahren kreuz und quer durch die Stadt, verfransen sich heillos im Verkehr, wollen uns zwischendurch auch mal auf die Schnelle abladen, weil sie das Kulturhaus glauben gefunden zu haben, in dessen Nähe unser Hotel liegt, und zuguterletzt fahren sie dann noch gegen die Fahrtrichtung in eine Einbahnstraße und werden prompt von einem Polizisten gestellt. Lange Diskussion mit dem *Cop*, eingehende Kontrolle, aber ihre Papiere sind wohl in Ordnung. Immerhin sind wir keinen Gangstern in die Hände gefallen, sondern nur ein paar unbedarften Jungs, die ein schnelles Geschäft machen wollten. Zum Hotel sind es nur noch ein paar hundert Meter.

Abends bringt uns ein Taxi, das vor der Tür des Hotels auf Kundschaft wartet, auf Empfehlung des Hotelboys zu einem eleganten, bis zum letzten Tisch gefüllten Lokal der einheimischen Oberschicht namens „El Scorpio“. Ein riesiger, offener Speisesaal mit Spiegeln an den Wänden und hohen Decken. Hier geht man aus am Samstagabend, schick gekleidet in Anzug und Abendkleid, und der vielköpfige, trotzdem aufmerksame und dezente Service der

Kellnerinnen und Kellner in ihren unterschiedlichen Uniformen passt gut dazu. Ungeachtet der langen Schlange wird uns rasch ein Tisch organisiert. Die Gäste sind überwiegend Schwarze, auch ein paar Weiße sind da, offenkundig sind es aber keine Touristen. Gute, gehaltvolle portugiesische Küche, doch der Fischrogen, den ich bestellt habe (weil ich mich nicht mehr daran erinnere, dass er mir schon einmal nicht besonders geschmeckt hat), ist etwas ermüdend.



Kolonialgeschichte: Der Bahnhof, erbaut von Gustave Eiffel.

sehr lebendigen Ecke Maputos gelandet. Frühstück in einem schönen Straßencafé mit eigener Bäckerei neben dem Hotel. Die uns sehr zugewandte, gesprächige Kellnerin hat sieben Jahre in Südafrika gelebt. Sie erzählt, dass ihr zehnjähriger Sohn dort ermordet wurde.

Als wir ins Zentrum wollen, ist kein Taxi aufzutreiben. An der Rezeption schickt man uns, außerstande, selbst eins zu rufen, zwei Blocks um die Ecke, wo wir aber auch keins finden.



Und die Gegenwart.

Und die Gegenwart. Auf dem großen Vorplatz mit dem auffälligen, antikisierenden Denkmal waschen ein paar Leute ihre Autos.

Sonntägliche Stimmung in der Stadt. Die engen Altstadtgässchen in der Nähe des Bahnhofs sind wie ausgestorben. Am Hafen ein zum Museum umgewandeltes portugiesisches Fort. Dahinter weiten sich breite Straßen schachbrettartig zum zentralen Platz der Unabhängigkeit. Ein hübsches, schmales Häuschen steht am Straßenrand, das ebenfalls von Eiffel erbaut wurde. Aber die Eisenkonstruktion erhitzt sich im hiesigen Klima so stark, dass der Auftraggeber darin nicht leben mochte. Heute wärmt sie eine staatliche Institution.

Als wir um 22.30 Uhr das Lokal verlassen, stehen immer noch lange Schlangen vor der Tür. Eine Stunde später liegen wir im Bett. Für die lebenslustigen Einheimischen beginnt jetzt das Nachtleben. Wir merken das an den Hotelgästen, die zwischen 3 und 5 Uhr nachts lautstark ins Hotel einfallen.

Sonntag, 29. Februar / Maputo.

Wir ziehen in ein luftiges, großes Zimmer um. Wenn auch ein wenig abseits des Zentrums, sind wir doch in einer

Schließlich fragen wir einen Wäschereibesitzer, der gerade aus seinem Laden kommt. Der will selbst zum Bahnhof und nimmt uns mit.

Der Bahnhof, ein frisch renovierter viktorianischer Prachtbau, der nach Plänen von Gustave Eiffel in den 1880er Jahren zur Eröffnung der legendären Bahnstrecke Johannesburg-Lourenco Marques, wie Maputo damals hieß, gebaut wurde, ist menschenleer. Eine stillende Mutter auf einer Bank, ein paar lümmelnde Wachleute. Nirgendwo Hinweisschilder, nirgendwo Abfahrts- oder An-

Der erste Eindruck von Maputo ist eher enttäuschend, was aber am Sonntag liegen mag. Die Stadt ist unglaublich heruntergekommen: vielstöckige, abgenutzte Wohnsilos, dazwischen zerfallene Kolonialbauten, die wenig von ihrem alten Glanz ahnen lassen. Immerhin sind einige frisch renoviert. Überall aufgerissene Bürgersteige, im Straßenpflaster riesige Löcher. Maputo ist die erste afrikanische Stadt, die richtig dreckig ist. Ich fühle mich an Pnomh Penh in seinen besten Zeiten erinnert.

Fast alle Straßen sind nach Heroen des Sozialismus oder der Unabhängigkeitsbewegungen benannt, von Karl Marx über Engels, Lenin und Mao bis zu Ho-Chi-Minh, Allende und Nyere-



Kommunikation ...

re. Selbst Olof Palme hat ein Sträßchen.

Nur zwei Banken in der Innenstadt haben noch Geld im Automaten, lange Schlangen davor. Abends essen wir wieder im selben Restaurant.



... und Verkehr.

Die Internationale der Bars. Zu portugiesischen Zeiten war das Vergnügungsviertel Maputos *der* Anziehungspunkt im südlichen Afrika für die pruden Rhodesier und Südafrikaner. Ein paar Bars sind noch übrig, deren ohrenbetäubende Musik bis zum Morgen in uns nachklingt. Bis um 1 Uhr tanzen die Mädchen komplett angezogen. Gäste, vielleicht auch bestellte Tänzer mischen sich dazwischen, die Tänze werden zunehmend erotischer, die Tänzer imitieren Kopulationsbewegungen. Dann folgt ein perfekt choreografierter Strip-tease, der die Bar regelrecht zum Toben bringt. Als das letzte Kleidungsstück gefallen ist, gehen wir.

Montag, 1. März / Maputo.

Morgens aus dem Zentrum heraus zum riesigen, stark taschendiebsgefährdeten *Mercado Xipamanine*, der an den Russenmarkt in Pnomh Penh erinnert, aber noch größer ist. In dem dichten Gewühl der Bretterbuden und düsteren Gänge ist alles zu bekommen, was man sich vorstellen kann, Lebensmittel, Haushaltswaren, Kleidung etc. Am interessantesten ist die „Medizin“-



Auf dem Mercado Xipamanine.

Abteilung. Neben heilenden Kräutern, Hölzern und Wurzeln finden sich hier (angeschimmelte) Affenpfoten, Felle, riesige Eier, Tierskelette, eine vertrocknete Rieseneidechse uvm. Dazu alle möglichen Tinkturen in bunt schillernden Fläschchen. Ich kaufe den Stachel eines Stachelschweins für 45 Cent und – Greenpeace ist weit – ein Kuduhorn für 4,50 Dollar.

Am Nachmittag ein Gelddrama, als ich den Verlust meiner Visakarte feststelle (nachdem wir gestern nach langem Schlangestehen endlich am Automaten angekommen waren ...) Keine

Bank tauscht Dollars bar. Wir gehen lange Wege durch die Stadt, weil uns die freundlichen Damen an den Bankschaltern im selbstverständlichen Glauben, wir besäßen als Weiße ein Auto, immer nur den Straßennamen nennen – die Straßen sind aber kilometerlang. Schließlich fährt uns ein Taxi zu einer Spezialbank, die die Scheine umstandslos umtauscht. Auch eine Möglichkeit des *Sightseeings*, von unseren geplanten Spaziergängen ist an diesem Tag nicht viel übrig geblieben.

Auf dem Rückweg zum Hotel eine mulmige Situation. Während ich eine Häuserfront fotografiere, merke ich, dass mich von der anderen Straßenseite aus ein Schwarzer beobachtet, der uns dann lange Zeit unbeirrbar folgt. Wenn wir stehen bleiben, bleibt auch er stehen, und wenn wir weiter gehen, geht auch er weiter – immer im gleichen Abstand. Wir gehen nicht



Die verbotenen Geheimnisse des Medizinmarkts.

ins Hotel, sondern setzen uns erst einmal, um unseren Aufenthalt nicht zu verraten, ins Café. Er schwänzelt noch eine ganze Weile um uns herum, geht am Café vorbei und wieder zurück, bis er, weil wir uns nicht vom Fleck rühren, doch die Geduld verliert und verschwindet. Eine wenig vertrauenerweckende Figur, die möglicherweise meine Kamera gereizt hat. Andererseits war ihr Verhalten viel zu auffällig für jemanden, der einen Raub plant. Zudem war es helllichter Tag und die Gegend ist belebt.

Dies ist der letzte Tag in Mosambik. Ein wundervolles Land mit freundlichen, offenen, lebenszugewandten Menschen. Die Strecke bis zur Küste war landschaftlich zwar wenig aufregend. Trotzdem war es aufschlussreich, den Kontrast zwischen dem inneren Afrika und der Küste zu „erfahren“, der riesengroß ist. Im Gegensatz zu Zomba waren Tete und Chimoio angenehm entspannte Städte. Selbst in Maputo ist das Gefühl, ständig auf der Hut sein zu müssen, nicht mehr wirklich vorherrschend.

Es ist schwer zu ergründen, woher die Leichtigkeit kommt, die die Menschen hier ausstrahlen. Immerhin gehört Mosambik zu den ärmsten Ländern der Erde (was wir allerdings beim optischen Vergleich mit Malawi kaum glauben können). Sicher kommt da einiges zusammen: das katholische Erbe der Portugiesen, die lange Küste, über die schon frühzeitig, aus Arabien bis Indien, alle möglichen Einflüsse ins Land geströmt sind, die revolutionäre Zeit der *Frelimo*, die gesellschaftliche Zwänge und Traditionen aufgelöst hat. Dabei geht die Leichtigkeit einher mit einer überwältigenden Freundlichkeit und Friedfertigkeit. Im Gegensatz zu Malawi ist uns kaum je aggressives oder grell lärmendes Verhalten begegnet. Zwar waren wir irritiert, als wir am ersten Abend in Maputo im Café beim Hotel auf die lautstarken Ju-

gendlichen stießen, die sich da lärmend breitmachten. Aber es war schnell zu merken, dass darin keinerlei Aggressivität lag. Es war einfach nur eine ausgelassene Fröhlichkeit, welche die ganze Lebensfreude dieses Landes transportiert hat.

Vielleicht ist es kein Zufall, dass gerade die Mosambikaner es modellhaft fertig gebracht haben, nach fast zwei Jahrzehnten erbitterten Bürgerkriegs die Kriegsparteien in einer Regierung zu vereinen. Inzwischen scheint das Land trotz des enormen Rückschlags der Überschwemmungskatastrophe auf einem guten Weg zu sein, wieder auf die Füße zu fallen. Es ist die optimistischere Stimmung, die einen im Vergleich zu Malawi für das Land einnimmt. Jedenfalls steht zum Schluss dieses Reiseabschnitts fest, dass ich gern noch mal nach Mosambik zurückkehren würde.

Zum Kapitel „Lebensfreude“ gehört auch die im Vergleich zu Malawi (Ausnahme: die Fische in Cape Maclear) überraschend gute Küche. Fisch und Fleisch sind meist gekonnt gegrillt und sehr schmackhaft, wenn auch in den Beilagen mit Pommes – immerhin aus frischen Kartoffeln – oder Reis etwas eintönig. Fast nirgendwo gibt es freilich Salate oder frisches Obst in den Restaurants, und bei den Getränken beherrschen die internationalen Lebensmittelkonzerne die Szenerie: Softdrinks, von Fanta bis Cola, werden überall angeboten, frische, aus einheimischen Früchten gepresste Säfte so gut wie nie. Und obwohl der Kaffee viel besser ist als in Malawi, hat man uns oft nur den teureren Nescafé serviert. Auffällig auch, dass es kaum Straßenstände wie in Südostasien gibt. Die wenigen, die zu sehen sind, bieten uninteressante Kost wie Würste etc. an.

Abends erneut ein Drama mit dem Taxi. Der stoffelige Boy an der Rezeption zuckt nur mit den Schultern, als wir zum Restaurant wollen. Er kenne keine Taxinummer, wir könnten doch im Café nebenan essen. Wie schon am Vortag. Da hatte das ein anderer Gast gehört, der uns dann spontan hinfuhr. Jetzt recherchiert ein zufällig vorbeikommender Mann eine Nummer, führt uns lichen Telefon natürlich auch auch noch das xinot macht bereit.

Aber unsere geschlossen. Irrfahrt durch die Taxi an einem mit Pool ab. Das gestylt, doch Gefährt mehr, liegt etwas auwirr großer

Es braucht einen langen Fußmarsch über hässliche Ausfallstraßen, bis wir schließlich, froh über alles, was da kommt, bei einem muffigen Chinesen landen. Auf dem Weg dorthin sehen wir zum ersten Mal in Maputo Straßenkinder.



Mosambikanische Leichtigkeit (Arbeiter in Chimoio).



Auf nach Südafrika!

Gaststätte hat leider Nach einer ratlosen Stadt setzt uns das luxuriösen Restaurant ist uns zu teuer und zu haben wir jetzt kein und das Restaurant ßerhalb in einem GeStraßenkreuzungen.

SÜDAFRIKA.

Dienstag, 2. März / Maputo-Nelspruit.

Um 7.45 Uhr starten wir gen Nelspruit in Südafrika, dem Ausgangspunkt zum *Kruger National Park*. Ein luxuriöser zweistöckiger Bus mit Air-Con, Toilette, Bordservice etc. Zurück in der Zivilisation, sitzen wir oben in der ersten Reihe und werfen wehmütige Blicke aus dem Fenster.

Savanne, die bald in eine sanfte Hügellandschaft übergeht. Kaum Verkehr. Die Grenzabfertigung in einem Kaff namens Lebombo verläuft unproblematisch.

Nach der Grenze: perfekte Straßenbeschilderung, alles viel ordentlicher als in Mosambik. Ein Warnschild: *Vorsicht Flusspferd*. Schöne Landschaft mit grünen Bergen im Hintergrund, schöner als – außer der Küste – alles, was wir in Mosambik gesehen haben.

Rast in einem Versorgungszentrum mitten in der Prärie. Tankstelle, Geschäfte, hypermoderner Supermarkt, *Wimpy*, ein Art südafrikanisches *Burger King* (Kreditkarten erlaubt!): alles sehr amerikanisch. Viele Weiße, man muss sich wieder umgewöhnen.



Im Zentrum von Nelspruit.

Nelspruit liegt traumhaft inmitten der Berge. Die Stadt wirkt ebenfalls sehr amerikanisch: moderne Bauten, ordentlich, gepflegt, aufgeräumt. Im Reisebüro und anderswo registrieren wir die gut geschulte Dienstleistungsmentalität der Amerikaner: sehr aufmerksam, sehr freundlich, viel Nachfragen etc. Beim Rundgang durch die Stadt eine lebendige, zugewandte Stimmung, viele grüßen uns. Unser modernes Hotel, Typ amerikanisches Motel, liegt

1 km außerhalb der Stadt. Die junge Schwarze an der Rezeption ist freundlich, lässt aber nicht zu, dass wir einchecken, ohne bezahlt zu haben. Natürlich haben wir noch keine *Rand*, müssen also mit dem Minibus-Taxi, das uns an der Bushaltestelle aufgelesen hat, wieder in die Stadt zurück, um Geld abzuheben. Das kostet den Fahrer soviel Zeit wie uns Nerven, aber seine Hoffnung ist, eine Tour in den *Kruger* mit uns zu vereinbaren, und die erfüllt sich am Ende auch. In der Bank schafft es eine unbedarfte schwarze Angestellte, die noch am Mittagessen kaut, nicht, unsere *Traveller Cheques* einzulösen. Bis eine ältere Weiße kommt, die ihr streng und kühl demonstriert, wie man es macht. Das ganze Überlegenheitsgefühl der Weißen in eine Szene gepackt.

In Mosambik konnte man von jedem öffentlichen Telefon aus bequem nach Deutschland telefonieren. In Nelspruit bieten die Telefonstände wieder ausschließlich nationale Verbindungen an. Seltsame Verkehrung.

Als wir abends zum Essen marschieren, ist die Innenstadt komplett ausgestorben. Wir sind die einzigen Gäste in dem Restaurant, das mitten in der Fußgängerzone liegt. Der Wirt, ein Mischling aus Mosambik, trauert Maputo nach. Immerhin bietet er uns eine gute mosambikanisch-portugiesische Küche.

Auch hier ist es kaum möglich, ein Taxi zu bekommen. Auf der Ausfallstraße zwischen Hotel und Innenstadt sind unzählige Schwarze zu Fuß unterwegs. Offensichtlich können sie sich weder Autos noch Taxen leisten. Die Weißen besitzen Autos, sie brauchen keine Taxen.



Mr. Excellent, unser Führer durch den Kruger National Park.

Einen so krassen Gegensatz zu Mosambik hatten wir nicht erwartet. Wir sind froh, unsere Pläne, die ursprünglich stärker in Richtung Südafrika zielten, geändert zu haben.

Vorfreude auf den *Kruger*, dem letzten Höhepunkt dieser Reise. Aber ich bekomme einen Schnupfen.

Mittwoch, den 3. März / Nelspruit/Kruger National Park.

Um 5 Uhr holt uns *Mr. Excellent*, so heißt in der Tat unser Taxifahrer, vom Hotel ab. Wir touren allein mit ihm, was uns inkl. Eintritt pro Person 70 Dollar kostet, die es freilich wert sind (wobei wir anfangs noch glauben, dies sei der Gesamtpreis).

Um 5 Uhr holt uns *Mr. Excellent*, so heißt in der Tat unser Taxifahrer, vom Hotel ab. Wir touren allein mit ihm, was uns inkl. Eintritt pro Person 70 Dollar kostet, die es freilich wert sind (wobei wir anfangs noch glauben, dies sei der Gesamtpreis).



Zebbras ...

Irgendwann, erzählt Mr. Excellent, habe er es geschafft, sich selbstständig zu machen. Jetzt bietet er Taxifahrten an und eben auch Touren durch den Nationalpark. Er ist ein fitter Bursche, der weiß, wo es lang geht. Über den Park weiß er allerdings nicht allzu viel, was über (südafrikanische) Allgemeinbildung hinaus geht.

Wir fahren lange Wege durch savannenähnliches Buschland, weite Strecken davon, ohne viel Bemerkenswertes zu sehen. In dem zum Teil hohen Gras- und Buschbewuchs können sich Löwen und andere Tiere leicht verbergen. Vielleicht sind unsere Erwartungen zu

sehr durch die Tierfilme aus Afrika geprägt, wo sich immer gleich ganze Herden an den Wassersenken sammeln. Leider lässt sich den ganzen trüben Tag lang auch die Sonne nicht blicken. Die Farben der Natur leuchten nicht.



... und fern im Hintergrund Streifengnus.

Wir kommen an Wassersenken und Flußauen vorbei. Marabus stehen reglos wie ehrwürdige Greise auf den Felsen im Wasser. Im Hintergrund treibt träge ein Flusspferd den Fluss hinunter. Ganz nah im Geäst lauert ein Adler. Paviane mischen sich unter die Impalas, beide mögen sich sehr. Ein Warzenschwein kreuzt die Straße. Von wei-

tem können wir Kudus (von denen ich das Horn erworben habe) beobachten, und immer wieder zeigt mir H. seltene Vögel, die viel farbenprächtiger sind als in Deutschland: Racken, Bienenfresser, Trappen und viele andere.

Von den legendären *Big Five* sehen wir außer dem Elefanten dann mit dem Leopard sogar das am schwierigsten zu entdeckende Tier. Der huscht ganz zuletzt noch über die Straße, da hatte Mr. Excellent eigentlich die Tour schon beenden wollen. Sein cooler Kommentar: „Now you won't see any more Impalas“. Danach packt ihn neuer Ehrgeiz. Er macht noch ein paar weite Wege, um Nashörner und Büffel aufzuspüren. Doch vergeblich.



Impala (Schwarzfersantilope) mit Rotschnabel-Madenhackern.

während der schwierigen Jahre des Bürgerkriegs und der Überschwemmung fast komplett ausgerottet – verspeist oder vermarktet. Und die Elefantenherden, die man umgesiedelt hatte, sind wieder in ihre vertrauten südafrikanischen Gefilde zurückgekehrt.



Im Gebüsch lauert ein Leopard.

Angeblich war er früher Polizist, hat in Somalia im Gefängnis gesessen, und Adolf Hitler ist sein Großvater. Die nette, zutrauliche Kellnerin hatte uns vorher schon ein wenig ängstlich gefragt, ob wir einen Herrn X. kennen.

In einer Raststätte kauft sich H. einen neuen Hut, der diesmal passt.

Der *Kruger National Park* soll mit den angrenzenden Parks auf simbabwischer und mosambikanischer Seite zu einem großen transnationalen Park vereinigt werden, was aber nicht so einfach zu sein scheint. Auf mosambikanischer Seite wurde der Wildbestand wäh-

Auf dem Weg zurück herrliche Panoramablicke auf die Berglandschaft. Um 18 Uhr sind wir zurück im Hotel.

Abends beim Mosambikaner ein unangenehmer, halb betrunkenen Deutscher mit zwei schwarzen Nutten, eine möglicherweise seine Frau, im Schlepptau, die ihn (oder sein Geld) sehr zu bewundern scheinen. Er ist kurz davor, uns anzupöbeln.

Donnerstag, 4 März / Nelspruit-Pretoria.

Als wir morgens an der Bushaltestelle warten, macht mich eine Frau, die sich als Polizistin in Zivil entpuppt, auf meine Tasche aufmerksam, die hinter mir auf dem Boden steht. Ein paar Meter weiter lauern zwei abgerissene Typen, offensichtlich Taschendiebe. Sie hatte sie schon von der gegenüberliegenden Straßenseite beobachtet, ist stolz, dass sie mich gewarnt hat. Bei ihr wie auch bei Mr. Excellent ein sehr ausgeprägtes Bewusstsein dafür, dass die Bewohner Nelspruits die Sicherheit ihrer Stadt selbst in die Hand nehmen müssen, wenn sie die Besucher nicht verlieren wollen. H. hatte die beiden schon vorher bemerkt und seinen Rucksack in Sicherheit gebracht.



Pretoria. *Kerkplein* mit dem Justizpalast aus dem 19. Jahrhundert.

Derselbe Bus inkl. Besatzung, der uns von Maputo nach Nelspruit gebracht hat, fährt uns nun – mit Umweg über Johannesburg – nach Pretoria weiter, wo wir gegen 18 Uhr ankommen. Wir landen citynah in einem wieder sehr amerikanischen, sehr sterilen Motel namens *Formula 1*.

Abends findet der schwarze Taxifahrer, ein würdiger älterer Herr in Uniform und Taxifahrermütze, das Restaurant nicht, das wir uns ausgesucht haben. Vielleicht existiert es auch nicht

mehr. Ein anderes im Zentrum kennt er nicht. Gutmütig fährt er uns nach Hatfield raus, einem Vorort, wo sich die studentische Jugend amüsiert. An der Hauptstraße und um den angrenzenden Platz herum unzählige Restaurants, meist Filialen von Fastfoodketten, wo die Leute draußen sitzen. Am stärksten frequentiert ist das *Hofbräuhaus*.



Kerkplein mit dem Denkmal Paul Krugers.

Die weißen Studentinnen haben sich schick gemacht mit Jeans und engen, bauchfreien Tops, aber es hilft nichts: Sie wirken konventionell und hoffnungslos bieder und langweilig. Ländlich derbe Gesichter, die meisten ohne jede Bräune, die im Land der Schwarzen, wo die Sonne alles verbrennt, wohl nicht als modisch gilt. Die schwarzen Frauen, die in der Minderzahl sind, haben eine ganz andere Ausstrahlung. Eine erotische Zweiklassengesellschaft, wie sie uns auch schon

in Nelspruit aufgefallen ist. Arme Weiße, erst die Macht verloren und dann auch das noch. Um 23 Uhr im Bett, um meinen Schnupfen weiter auszukurieren. Vorher noch ein weiteres Kapitel in unserem Kommunikationsdrama. Der schwarze Boy an der Rezeption weiß nicht, wie man Überseetelefonate führt, wie die Vorwahl von Deutschland ist (+49 funktioniert nicht) und ob es eine Telefonauskunft gibt.

Freitag, 5. März / Pretoria.

Morgens strömender Regen. Frühstück im *Café Riche*, einem wunderschönen alten Jugendstilcafé am *Kerkplein (Church Square)*, dem zentralen Platz der Stadt. Wir sehen dem Treiben auf den Straßen zu.



Den ganzen Tag lang hält der Regen an. Schade, doch nicht wirklich dramatisch. Denn nach dem Nationalpark ist für uns die Luft raus, Pretoria kann uns nicht mehr mobilisieren. Wir sehen uns noch den *Kerkplein* an, den imposante Bauten aus dem 19. Jahrhundert umranden. Im Justizpalast fand 1963/64 der Prozess statt, in dem Nelson Mandela und sieben Mitstreiter zu lebenslanger Haft verurteilt wurden. In der Mitte des Platzes

steht ein Denkmal für Paul Kruger, der von 1882 bis 1902 Präsident der Südafrikanischen Republik war. Dann laufen wir auf der Suche nach einem Shuttlebus zum Flughafen noch ein paar Straßenzüge ab, die mich ein wenig an Los Angeles erinnern: breite, große Avenuen mit mächtigen roten Klinkerbauten – die Straßenschilder zweisprachig, englisch und *afrikaans*. Ansonsten verbringen wir unsere Stunden, ohne uns zu langweilen, mit Kaffee, Säften und Bier im *Café Riche*. Es ist ein wahrer Segen an diesem trüben Tag, dass es dieses schöne Café mit seiner aufgeräumt freundlichen Bedienung gibt.

Eine Shuttlebus-Verbindung nach Johannesburg finden wir allerdings trotz aller Mühen nicht. Die Angestellten der verschiedenen Busgesellschaften wissen immer nur über ihre eigene Linie Bescheid.

Die Malaria-Prophylaxe mit *Malarone* hat H. vier Wochen lang ganz schön in Trab gehalten. Heute hat er sich zur Krönung noch mal in die Hosen geschissen. Ich wartete im *Riche* auf ihn, während er im Internetcafé ein paar E-Mails verschicken wollte. Plötzlich geht die Tür auf, große Hektik: „Ich muss sofort zum Hotel zurück!“ Ich habe darauf verzichtet, ihn zu begleiten.

Trotz der klebrigen Nebenwirkung – andere gab es nicht – war die Malaria-Prophylaxe sinnvoll. Wir haben nicht einen schon länger in Afrika lebenden Weißen getroffen, der nicht irgendwann von einer Malaria-Attacke befallen worden wäre. Der heißt es dann mit Antibiotika zu Leibe zu rücken.



Entspannung im *Café Riche*.

Abends wieder ins *Café Riche*, weil wir im Zentrum kein Restaurant finden. Überraschenderweise gibt es abends außer der Karte, die wir schon kennen und die keine großen Essen aufführt, noch einen extra gedruckten

Speisezettel, der uns zwei Speisen zur Auswahl anbietet. Die belgische Besitzerin kocht selbst, und das Huhn, das sie zaubert, mit Zucchini, Reis und einer zarten Soße, ist vom Feinsten. In einem schönen Nebenraum mit Spiegeln und Jugendstilkacheln hat sich, während wir tafeln, ein schwarzweißer Debattierclub in eine angeregte Diskussion vertieft.

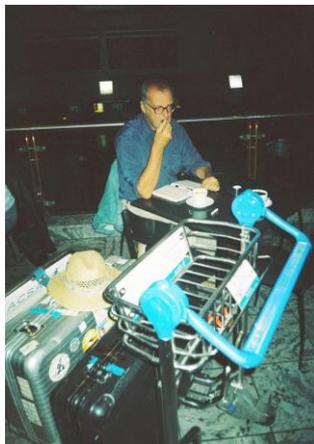
Dies war – trotz Regenzeit – der einzige Tag in unserem Urlaub, an dem der Regen unseren Radius stark eingeschränkt hat.

Samstag, 6. März / Pretoria-Johannesburg/Abflug.

Nasskaltes Ekelwetter, maximal 15 Grad. Letztes Frühstück im *Riche*. Warten im Hotelzimmer, Warten in der Lobby. Um 14 Uhr holt uns ein Taxi ab. Der schwarze Fahrer quetscht noch eine redselige, weitgereiste südafrikanische Stewardess zu uns auf die Rückbank. Euphorische Empfehlung für Sansibar. Vorne nimmt die Mutter Platz, die nur *afrikaans* spricht und aussieht wie Queen Mom.

Der Flughafen völlig überfüllt, er ist viel zu klein für die Massen, die hier abgefertigt werden müssen. Ein einziges Restaurant für die Fluggäste, aus dem man uns nach 30 Minuten, offensichtlich die Standardessenszeit, vertreiben will, aber wir bleiben sitzen, von bösen Blicken beschossen. Am Stand der Lufthansa erfahre ich endlich die Durchwahlnummer nach Deutschland und erreiche F. auch – nach einer ganzen telefonlosen Woche.

Warten, Warten, Warten, ein endloser Tag im Airport. Um 21.30 Uhr hebt der Flieger endlich ab.



Ende eines Urlaubs.